
Carl von Holtey.
Richard Wagner.
Hans von Bülow.
BAND I
Vor
hinter
den
Coulissen
Fanny Janauschek.
Marie Seebach.
von
C. A. DEMPWOLFF
A. Hartleben's Verlag Wien. Pest. Leipzig
Lila
Friederike

Vor und hinter den Coulissen.

Skizzen und Erinnerungen

von

C. A. Dempwolff,
Verfasser von „Auch eine Gletscherfahrt", „Aus meiner Wandermappe" etc.

Erster Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1869.

Vor und hinter den Coulissen.

Erster Band.

Ein Souper mit Marie Seebach.

Es war recht still und freundlich in unserm Redactions-Bureau; der erste Sonnenstrahl, der immer kurz vor drei Uhr Nachmittags zuerst über das jenseitige Gebäude hinüber in die hohen Fenster fiel, vergoldete die Nasenspitze des höchst seligen Kaiser Josef II., dessen Medaillon an der Decke von pausbackigen Stuccatur-Engeln in einer so gefährlichen Weise zum Himmel getragen wurde, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, sie würden's einem auf den Kopf fallen lassen.

Ich hatte mir eben meine nachmittägliche Cigarre angebrannt, und Nazi, unser Redactions-Diener, brachte mir meinen Caffee aus dem benachbarten Caffeehause.

Indem er die Tasse mir hinstellte, schnitt er ein geheimnisvolles Gesicht, und sagte in hohlem Flüsterton mit dem Daumen über die Achsel deutend: „Sie ist gestern drüben gewesen!"

„Was, sie?"

„Die Fräulein Seebach; ich hab' aufwarten müssen."

„Was, die Seebach war gestern Abends drüben und man hat mir nichts davon gesagt?“

„Der gnädige Herr hat wohl gemeint, man solle Sie einladen; gnädige Frau hat aber gesagt, es ginge ganz gut ohne Sie. Ich hab's gehört, wie sie mit einander drüber gesprochen haben, der Herr und die Frau,“ sagte der treue Diener des Hauses.

Das war doch abscheulich. Er — mein Redacteur en chef — wußte, wie sehr ich die Künstlerin verehrte, wie lange Artikel hatte ich bereits über sie geschrieben, und jetzt lud er sie ein und mich nicht.

Da kam er selbst der würdige Dr. Hessenauer, Redacteur en chef der „Ostzeitung“ und Verräther seines Feuilletonisten.

Er liebte es, nach Tisch, wenn er mich beim Caffee und mit brennender Cigarre fand, sich auch eine anzuzünden und gemüthlich zu plaudern.

Alle Menschen sind fröhlich und mittheilsam, wenn sie vom Diner aufstehen und gut gegessen haben.

Er setzte also auch seine Cigarre in Brand und fing die gewöhnliche Conversation an, auf welche einzugehen ich wenig Lust zeigte, um so mehr, als ich recht wohl merkte, daß er etwas Besonderes in petto haben mußte.

Ich sollte jedenfalls etwas machen, er wollte etwas von mir haben; ich sah, wie er herumging, wie die Katze um den heißen Brei und freute mich ingrimmig darüber.

„Haben Sie schon gehört, daß die Seebach am Dienstag die Adrienne Lecouvreur zum Besten des Waisenhauses spielt?“

„So?!“ meinte ich gleichmüthig, „das ist ja recht hübsch von ihr.“

„Ja, und weil sie nun bereits zweimal für die Armen und einmal für das Blindeninstitut gespielt hat und jetzt wieder für's Waisenhaus spielt, was bei erhöhtem Preise mindestens

1000—1200 fl. einbringen wird, so haben die Väter der Stadt beschlossen, ihr als Zeichen der Anerkennung ein großes Souper nach der Vorstellung zu geben."

„Na, dann haben Sie ja wieder die schönste Gelegenheit von der Welt, sich den Magen recht gründlich zu verderben, just so wie neulich," sagte ich kühl.

„Sie gerade ebenso viel, wie ich," meinte er gleichmüthig, „Ihr Name ist auch auf der Liste der Eingeladenen."

„So, ich werde also wirklich eingeladen? Nun, da lerne ich bei dieser Gelegenheit die Künstlerin vielleicht doch noch kennen."

Er merkte recht gut, worauf ich anspielte.

„Also daher der Zorn," sagte er und lehnte sich vertraulich über meinen Stuhl. „Sie haben sich geärgert, Liebster, weil wir gestern Abends die Seebach bei uns gehabt, und Sie nicht dazu gebeten. Sie wissen aber recht gut, wie die Weiber sind und kennen die Meinige. Ich hätte Sie wahrhaftig gern dagehabt und es wäre höchst thöricht von Ihnen, wenn Sie mir nachtragen wollten, was ich nicht verschuldet habe."

Ich gab nun auch ehrlich zu, daß ich über diese Nichteinladung verletzt gewesen sei und nachdem wir die Sache sattsam hin und her besprochen hatten, endigte ich damit, ihn einfach zu fragen, was er noch auf dem Herzen habe. Und richtig; er hatte Etwas von mir gewollt.

„Sie können sich denken," fuhr er fort, „daß man die große Künstlerin nicht blos mit einem Souper, das trockene Couvert zu drei Gulden abspeisen will; man hat vor, ihr einen silbernen Lorbeerkranz zu überreichen, auf dessen Blättern immer je eine der fünfzehn Rollen mit dem betreffenden Datum verzeichnet sein soll."

Sie wissen also: Fünfzehn Rollen, fünfzehn Blätter am Kranz!"

„Und was soll ich dabei thun; etwa den Kranz als weiß gekleidete Jungfrau überreichen?"

„Das weniger, jetzt kommt meine Idee: Die letzte Vorstellung ist zum Besten des Waisenhauses; wir nehmen also irgend einen Waisenknaben her, lassen ihn sauber waschen und anziehen und beim Souper muß er ihr den Kranz mit einem Gedicht überreichen. Das Gedicht müssen Sie machen — —"

„Ich, ein Gedicht, sind Sie toll?"

„Durchaus nicht, Sie werden das Gedicht sehr schön und sogleich machen; — Sie sind Ihrem Chef Gehorsam schuldig, junger Mensch!"

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, greift er,
„Hinauf getrosten Muthes in den Himmel.
„Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
„Die Oben hängen unveräußerlich — —"

„Lassen Sie gefälligst Ihre Citate aus dem „Tell" und machen Sie mir mein Gedicht. Die Situation ist ja so einfach wie möglich: Fräulein Seebach und ein Waisenknabe, die Verdienste um die Kinder des Elendes, nicht allein Künstlergröße, sondern auch Herz für die Noth u. s. w. — Sie werden sich das schon zurecht legen —"

„Das leg' sich der Teufel zurecht. Wenn Sie mir aber Ihr Wort geben, Doctor, daß ich eingeladen werde, dann mache ich Ihnen das Gedicht."

„Topp!"

„Und Schlag auf Schlag. Wirst Du mir jetzo das Gedichte machen, so send' ich Dir die Karte morgen zu!"

Ich suchte mich also in die Gefühle eines Waisenknaben

für Fräulein Seebach hineinzudenken und brachte mit Mühe und Noth das verlangte Gedicht zusammen, das vorgelesen, genehmigt nnd sofort in die Druckerei gesandt wurde, um auf rothem Atlas gedruckt zu werden.

Damit hielt ich die Sache für abgemacht. Ich hatte mich aber getäuscht.

Am folgenden Tage erschien gegen fünf Uhr Abends eine ältliche Dame, die uns einen Buben von zehn bis zwölf Jahren mit einem ganz aufgeweckten Gesichte brachte und darauf wieder verschwand.

Mein würdiger Chef nahm jetzt den Kleinen vor und beglückte ihn mit folgender kurzen, aber inhaltsreichen Anrede:

„Sieh' mal mein Junge, da habe ich hier ein kleines Gedicht von vier Versen, wie Du deren schon viele auswendig gelernt hast. Ferner habe ich hier vier Aepfel und vier Zehnerzettel, für die man sehr gute und schöne Sachen kaufen kann. Ich sage Dir das Gedicht nun so oft vor, bis Du es auswendig weißt. Für jeden Vers, den Du ohne Anstoß hersagst, bekommst Du einen Apfel und einen Zehnerzettel, so oft Du aber nicht aufmerkst, eine Ohrfeige. Nun wollen wir mal anfangen."

Der Waisenknabe mochte wohl die Aepfel und Zehnerzettel den Ohrfeigen vorziehen, er lernte mit erstaunlicher Fertigkeit und als die alte Dame wieder kam, um ihn abzuholen, schien meine schauerliche Poesie diesem jungen Gedächtnis unauslöschlich einverleibt zu sein.

Der mütterlichen Freundin des Jünglings wurden die vier Zehnerzettel für ihn eingehändigt -— die Aepfel trug er selber — und ihr eingeschärft, morgen und übermorgen den ganzen Tag dem Knaben das Gedicht zu überhören, auch ja darauf zu sehen, daß er übermorgen, am verhängnisvollen Abende eine rein

Nase habe, da fast mit Gewißheit anzunehmen sei, daß der beneidenswerthe Bengel von der Künstlerin abgeküßt werde.

Der war besorgt und aufgehoben und ruhig verließ ich das Bureau.

Am anderen Morgen wurde ich in aller Früh schon beim Caffee von einem Besuche überrascht.

Es war ein reicher, junger Kunstenthusiast, der in seinen verlornen Augenblicken auch poetisch sündigte. Sollte der Mann etwa schon in früher Morgenstunde schlechte Absichten haben und mir etwa gar ein Drama oder sonst was vorlesen wollen?!

Es drückte ihn jedenfalls etwas und erst nach längeren Vorreden kam er zum Zweck. Er hatte wahrhaftig auch ein Gedicht auf Fräulein Seebach gemacht. Dem ehrgeizigen Schöngeist genügte es aber nicht, daß sein Ideal allein die ihm gewidmeten Verse las — nein, die ganze Stadt sollte sie lesen. Er wollte das Gedicht in so und so viel Exemplaren Abends im Theater auswerfen lassen.

„Nun, da lassen Sie es eben auswerfen," sagte ich ziemlich kühl, durch diese Concurrenz verletzt.

„Ich bitte Sie, ich weiß aber bereits, daß zwei verschiedene Gedichte morgen von den Logen herunter geworfen werden und dann hat auch ein Anonymus den merkwürdigen Einfall bekommen, am Schluß der „Adrienne" ein paar hundert Porträts der Künstlerin ins Parterre werfen zu lassen, was mir der mit der Anfertigung betraute Photograph verrathen hat; da verschwind' ich ja ganz mit meinem Gedicht!"

„Eine Idee hätte ich wohl," meinte ich zögernd, „eine prachtvolle Idee, die ich Ihnen aber erst mittheilen werde, wenn ich Ihr Gedicht gelesen und gefunden habe, daß es meiner Idee werth ist."

Ich las; es war auf alle Fälle besser wie meine Waisenknaben-Poesie.

„Das Gedicht ist nicht übel und so sollen Sie denn auch meine Idee gratis haben. Was meinen Sie zum Kronleuchter?"

„Was ich zum Kronleuchter meine?" fragte ganz verblüfft der Dichter.

„Nun ja, wir werfen's über den Kronleuchter herunter. Aus den Logen kann Jedermann ein Gedicht herauswerfen, das ist schon oft dagewesen, aber über den Kronleuchter herunter sind noch nie Gedichte geflogen; wir sind die Ersten!"

„Denken Sie sich, wie das Publicum staunen wird, wenn aus dem geheimnisvollen, ewig dunklen Loch des Kronleuchters auf einmal ein Regen von verschiedenfarbigen Blättern herniederrieselt. He?!"

„Die Idee ist prachtvoll, einzig; aber wie führen wir sie aus. Wie kommen wir hinauf auf den Boden?"

„Das lassen Sie meine Sorge sein; ein Journalist hat überall freien Eintritt, sogar zum obersten Boden des Schauspielhauses. Halten Sie nur das Gedicht bereit und lassen Sie es ja auf verschiedenfarbiges Papier drucken, je mehr Farben, je schöner der Eindruck. Wir treffen uns morgen Abend nach dem zweiten Acte im Foyer und gehen zusammen hinauf."

Der verhängnisvolle Abend war da, ich hatte meine Einladung zum Souper, das nach Beendigung des Stückes im ersten Gasthof der Stadt abgehalten werden sollte, richtig empfangen und konnte der Entwicklung der Dinge mit aller Ruhe entgegensehen.

Einiges Kopfzerbrechen machte mir mein würdiger Chef, der in einer Weise zerstreut war, wie ich sie nie vorher an ihm gesehen hatte. Er redete mich einmal sogar direct an: „Verehrtes Fräulein!" so daß mir ganz bange wurde.

Dann verschwand er plötzlich im Allerheiligsten der Redaction, aus dem später lautes Sprechen zu mir herübertönte.

Ich schlich an die Thür und horchte.

„Verehrtes Fräulein! der heutige festliche Abend, der in so schöner Weise begangen wird — —"

Der Unglückliche studirte wahrhaftig eine Rede ein. Er hatte also noch nicht genug am Waisenknaben, einen Toast mußte er auch noch ausbringen. Zu solchen Anstrengungen hatte die liebenswürdige Hexe einen altersgrauen, sonst für alle derartigen Eindrücke gänzlich zugeknöpften Journalisten begeistert.

Tiefes Mitleid für ihn faßte mich; ein Mensch, der eine Rede einstudirt, ist immer beklagenswerth.

Ich ging ins Theater und überließ meinen Chef seinen demosthenischen Studien. Vor dem Schauspielhause drängte sich eine schier unabsehbare Menschenmasse. Mit der Würde und Sicherheit, die in solchem Getriebe nur ein in der Tasche befindliches Billet zum Sperrsitz, Nummer so und so viel, verleiht, drängte ich mich zur Conditorei durch, um bis zu Anfang des Stückes die gewohnte Portion Gefrornes zu genießen. Das Theater war in einer Weise gefüllt, die schier beängstigend wirkte.

Endlich, endlich trat die Gefeierte auf, mit donnerndem Beifall vom Publicum begrüßt, der beinahe kein Ende nehmen wollte und sich von Scene zu Scene steigerte.

Am Schluß des dritten Actes ging ich auf die Bühne, um einen befreundeten Schauspieler abzuholen, der in unsere Kronleuchter-Verschwörung eingeweiht, es übernommen hatte, uns hinaufzuführen in die Regionen, die noch über dem Paradiese liegen.

Kaum war ich hinter den Coulissen, so rauschte Adrienne-Seebach, die gerade von dem verhängnisvollen Souper des Prin-

zen von Soubise kam, dicht an mir vorüber; ach, sie gönnte mir keinen Blick, mir, der doch die letzten Tage an gar nichts Anderes gedacht hatte, als sie zu verherrlichen.

Moriz von Sachsen, der just hinter den Coulissen herumbummelte, hatte die Güte, mich durch das Gewirre verschiedener Versetzstücke, offenbar lauter Wände des prachtvollen Salons des Prinzen von Soubise, zu meinem Freunde zu führen und dieser requirirte sofort einen Theaterdiener, der sich mit einer Laterne und einem Schlüsselbund bewaffnete, dann ging's vorwärts. Draußen seufzte der Kunstenthusiast unter dem großen Packet seiner Gedichte, er schloß sich uns an, und so begann die Ascension.

Wie lange wir gestiegen sind und wie viele Treppen es eigentlich waren, weiß ich nicht mehr; genug, wir kamen durch ganz merkwürdige Gegenden, bis wir endlich in einem total finsteren Raum anlangten, in dem gleichsam wie ein Meteor ein riesiger heller Kreis sich scharf abzeichnete. Zugleich hörten wir ein dumpfes Gemurmel, wir waren am Ziele.

Wenige Schritte noch brachten uns zu einer brunnenartigen, kreisrunden Oeffnung im Boden, aus der eine erstickende heiße Luft uns entgegenschlug. Das war das große runde Loch des Kronleuchters, dessen Größe wir eigentlich hier erst zu würdigen wußten. Die Oeffnung war nicht unmittelbar am Boden oben, sondern erst in der Vertiefung mit einem dünnen, eisernen Gitter bedeckt, so daß man ganz gut hinein, aber doch nicht durchfallen konnte. Wollten wir unsere Gedichte also hinunterwerfen, so mußten wir uns geradezu auf den Bauch legen und sie mit dem ausgestreckten Arm durch's Gitter durchschieben, eine Lage, die meinem schwarzen Souper-Anzuge sehr wenig zuträglich sein mußte. Ich erlaubte mir auch darüber eine be-

scheidene Bemerkung, aber der Kunstenthusiast beruhigte mich und garantirte für Alles.

Wir hatten übrigens noch Zeit und konnten nichts Besseres thun, als dem Gang des Stückes folgen. Wir hörten jedes Wort, sahen aber natürlicherweise nichts.

Jetzt spielte die große Scene mit dem Regisseur, jetzt kam das Kästchen mit dem verhängnisvollen Strauß, dann die Vergiftung. Moriz von Sachsen stürzt herein, Jubel der Liebe, Schmerzen des Todes! Sie stirbt, der Vorhang fällt und nun geht der Applaus los, so donnernd, so stürmisch, daß die Fledermäuse um uns rebellisch wurden.

Der Beifall wurde von einem lauten „Ah“ unterbrochen, dann erneuter Jubel.

„Das ist das zweite Gedicht. Sehen Sie, wie man unten darnach fängt, das erste haben wir bereits verpaßt. Der Vorhang rauschte auf, die Künstlerin erschien, wieder brach der Beifall donnernd los.

„Das sind die Photographien, jetzt kommen wir an die Reihe! Also, meine Herren, aufgepaßt! Wenn ich sage „los“, dann werfen wir hinunter, aber schön nach und nach, nicht zu viel Päcke auf einmal.“

Zum dritten Mal rollte der Vorhang auf. Die Seebach sprach einige Worte des Dankes und des Abschiedes.

„Los!“ commandirte der Poet und im selben Momente flatterten unsere grünen, rothen, gelben, blauen und weißen Gedichte hinunter. Es sah von oben brillant aus, und wir wurden vom Beifall der Menge, die nach den stolz herunter wirbelnden Blättern gierig haschte, zu verdoppelten Anstrengungen angespornt.

Zu Dritt' der Länge nach auf dem Boden liegend,

schoben wir fort und fort die kleinen Packete durch's Gitter, die sich sogleich im Herunterfallen vertheilten.

Wir wurden doch ziemlich schnell fertig und hatten beim Hinuntersteigen für unsere ruinirten Toiletten die Genugthuung, auf allen Treppen und Corridors Leuten zu begegnen, die unsere vielfarbigen Gedichte in Händen hatten und eifrig lasen.

In der Garderobe reinigten wir uns schnell von den Spuren unserer Expedition und fuhren dann zu dem Souper in's Hotel.

Dort fanden wir bereits eine große Menge von Herren mit schwarzen Fräcken und feierlichen Gesichtern, was auf mich den Eindruck machte, als sei die ehrenwerthe Gesellschaft zum Begräbnis der vergifteten Adrienne Lecouvreur, nicht aber zu einem fröhlichen Abendessen erschienen.

Aus der Menge stürzte mein würdiger Chef auf mich zu, schüttelte mir krampfhaft die Hände, fragte eine ganze Menge Sachen, auf die er die Antwort gar nicht einmal abwartete; kurzum, er documentirte eine seltsam aufgeregte Gemüthsstimmung, die ich allein zu deuten vermochte.

Es dauerte lange, bis die Gefeierte erschien; die Umwandlung der Adrienne Lecouvreur in Marie Seebach, die verschiedenen Abschiedsbesuche, die in der Garderobe noch empfangen, die vielen Trinkgelder, die noch ausgetheilt werden mußten, das Alles nahm Zeit weg.

Endlich rasselte ein Wagen vor und die Künstlerin, damals in ihrer schönsten Blüte stehend, im ersten Glanze ihres Ruhmes sich sonnend, immer heiter, immer gewinnend, immer liebenswürdig, erschien im Saale.

Sofort bildete sich ein großer Kreis um sie herum und eine Monstre-Vorstellung begann, die aber von dem liebenswür-

digen Mädchen plötzlich unterbrochen wurde, als sie den alten Meister Laroche gewahrte, der, eben angekommen, von seinem Freunde, dem alten Holtei, mit zum Souper geschleppt worden war.

Marie Seebach flog auf die beiden alten Herren in einer so herzlich liebevollen Weise zu, daß uns diis minorum gentium, die wir lediglich das Zusehen hatten, während Laroche und Holtei umarmt wurden, das Wasser im Munde zusammenlief.

Dann ging die Monstre-Vorstellung ungestört weiter. Eine Masse der gleichgiltigsten Menschenkinder wurden der Künstlerin einzeln präsentirt, um von ihr mit einem graziösen Lächeln begrüßt zu werden und endlich — endlich kamen wir auch zum Essen.

Ich hatte einen reizenden Platz.

Mir zur Rechten saß die geistreiche Salondame unserer Bühne, eine Jugendfreundin der Gefeierten, und zur Linken hatte sich Dr. Hessenauer niedergelassen, vielleicht in dunkler Ahnung, daß es doch gut sei, für kommende Fälle etwas Befreundetes in der Nähe zu haben.

Der alte Herr war ganz gegen seine Gewohnheit von einer unangenehmen Gesprächigkeit, die mich mit Sorgen und Kummer erfüllte. Es schien mir, als sei der gefährliche Moment nicht mehr weit entfernt, denn nach der Suppe mußte doch der erste Toast auf die Gefeierte kommen.

Die Suppe ging indeß vorüber, mein Chef rutschte unruhig auf seinem Sessel hin und her, große Schweißtropfen standen auf seiner kahlen Stirn und seine sichtbare Angst begann sich auch mir mitzutheilen. Mein Gott, wenn sich die Redaction blamiren würde, so konnte ja auch mir als Mitglied derselben anstandshalber kein Bissen des hoffnungsreichen Menu mehr schmecken.

„Aber, was hat denn Herr Dr. Hessenauer heute?“ fragte meine liebenswürdige Nachbarin. „Ihm ist augenscheinlich nicht wohl, sehen Sie nur sein Gesicht an, er leidet — —“

„Ja, mein Fräulein, er leidet an einem Toast und an einem Waisenknaben,“ antwortete ich leise.

Im selben Momente sprang mein würdiger Chef mit einer Vehemenz vom Stuhle auf, daß sich Aller Blicke erschreckend auf ihn richteten.

Was hatte der Mann, da mußte etwas Schreckliches passirt sein!

Die allgemeine Besorgnis, die ein mit furchtbarem Dröhnen zurückgerückter Stuhl, ein ohne alle begreifliche Ursache bei einem friedlichen Souper wild in die Höhe springender alter Herr erregte, verschwand jedoch sofort, als der wilde Mann sittig mit dem Messer an sein Glas klingelte und mit niedergeschlagenen Augen und mit sanfter Stimme bat: „Meine Herrschaften, ich bitte die Gläser zu füllen.“

Diesem Verlangen wurde mit Feuereifer entsprochen und mein würdiger Chef fing an: „Verehrtes Fräulein! Der heutige Abend, der in so festlicher Weise begangen wird — — —“

Ich litt Höllenqualen, wenn er um Gotteswillen nur nicht stecken blieb! Er begann so verhängnisvoll schüchtern, als wollte er dem „verehrten Fräulein“ einen Heiratsantrag machen und dabei concentrirte er seine Blicke hartnäckig auf seinen Suppenteller, als ob Fräulein Seebach darauf und nicht ihm gegenüber säße.

Aber die Sache machte sich. Nachdem einiges Stottern glücklich überwunden war, floß ihm der Strom der Rede unaufhaltsam aus dem Munde, man sah augenscheinlich, der Mann hatte seine Sache gut gelernt.

Jetzt ging's dem Schluß zu, — — eine bedenkliche Pause — —

„Er bleibt stecken, Sie werden sehen, er bleibt stecken," jammerte ich, indem ich meine schöne Nachbarin in meiner Seelenangst an dem Arm packte.

„Gott bewahre, aber Sie drücken mich ja so, daß ich nächstens schreien werde, lassen Sie mich doch los!" war die Antwort.

Und er blieb wirklich nicht stecken, die Redaction konnte ruhig weiter essen, sie hatte sich mit Ruhm bedeckt, denn ihr Toast war glänzend aufgenommen worden.

Jetzt konnte das Rindfleisch kommen, wir konnten allem ruhig ins Auge sehen. Ein doppelter Seufzer der tiefsten Befriedigung stieg zur Decke des Saales empor, der Eine aus meiner, der Andere aus des würdigen Doctors Brust, als er sich mit erleichtertem Herzen und mit dem Gefühle, eine gute und schöne That gethan zu haben, wieder niedersetzte.

Und seine That war wahrhaftig nicht zu unterschätzen, er hatte den Damm, die Zurückhaltung geöffnet und nun ergoß sich die Flut der gereimten und ungereimten Toaste unaufhaltsam. Zwischendurch wurde tapfer gegessen und noch tapferer getrunken und ich hatte so viel mit meiner schönen Nachbarin zu verhandeln, daß ich erst später merkte, wie noch lange nicht alle Sorge von meinem würdigen Chef genommen sei und wie er verdrießlich und finsterbrütend gerade ein Stück Pastete mit sorgenvollem Antlitz verzehrte.

„Mein Gott, Doctor! Haben Sie vielleicht noch einen Toast in petto? daß Sie so melancholisch sind. Sie verderben einem ja den ganzen Appetit mit Ihrem menschenfeindlichen Aussehen."

„Der Waisenknabe beunruhigt mich noch," brummte Dr.

Hessenauer mir zu; „wenn ich beinahe nicht weiter gekommen wäre, so bleibt der verfluchte Bengel gewiß stecken."

„Der Kranz mit obligatem Waisenknaben kommt erst beim Dessert und Champagner. Da werden wir Alle so fidel sein, daß keine Störung eintritt, wenn er auch stecken bleibt," beruhigte ich.

„Der Bub ist schon draußen. Sie haben ihn recht nett angezogen, und er hat eine ganz reine Nase. Meine einzige Sorge war, daß er einschlafen könnte und da hab' ich meine Vorsichtsmaßregeln getroffen."

„Da wär' ich doch neugierig. Die Sache ist allerdings bedenklich. Jetzt ist's ein Uhr nach Mitternacht, vor zwei Uhr kommen wir nicht zum Dessert und wenn so ein Jüngling einmal eingeschlafen ist, so weckt ihn kein Mensch mehr auf. Also was haben Sie gemacht, um uns die Fähigkeiten dieses Waisenknaben ungeschwächt zu erhalten?"

„Ich hab' ihn heute Mittag um zwölf Uhr zu Bette bringen lassen und da hat er bis Abends neun Uhr schlafen müssen. Dann hat man ihn angezogen und gewaschen, um zehn Uhr habe ich den Nazi hingeschickt, der hat ihn abgeholt und jetzt sind Beide im Zimmer draußen.

Dem Nazi habe ich eine Flasche Wein und dem Buben Caffee und Kuchen hinstellen lassen und Nazi hat den strengsten Auftrag, dem Buben alle Viertelstunden sein Gedicht zu überhören."

Ich mußte diesen weisen Anordnungen allen Beifall zollen und konnte mich, beruhigt über das waisenknäbliche Schicksal, mit um so größerem Eifer meiner liebenswürdigen Nachbarin widmen, die mir Vieles aus ihrer und der Freundin Jugendzeit erzählte, das gar eigenthümlich zu dem uns umbrausenden Festesjubel klang.

Es war vor dem Braten eine größere Pause eingetreten. Zwei Fackelzüge waren von verschiedenen Seiten herangekommen und der weite Platz vor dem Gasthof bot zu später Mitternachtsstunde das Bild eines brausenden, wogenden, vom Schein der zahlreichen Fackeln seltsam beleuchteten Menschenmeeres da.

Der größte Theil der Soupirenden war an die Fenster getreten. Die Gefeierte stand auf dem Balkon, von unten schwangen sich die Melodien der Militärmusiken jauchzend empor, von oben schauten die ewigen Sterne verwundert hinein in die seltsam unruhige Herbstnacht.

Als die Banda ihren Vortrag geendet hatte, sangen prächtige Männer-Chöre nnd uns Allen wurde das Herz groß und weit.

Und wem galt all der Jubel?

Nicht dem Glanz der Krone, nicht der Majestät des Herrschers, nein, einem einfachen, jungen Mädchen, das noch vor wenigen Jahren mit Hunger und Kummer, mit Noth und Sorge zu kämpfen, die es aber verstanden hatte, ohne Connexionen, ohne andere Mittel, als die sie in sich trug, sich die wahre Krone von Gottes Gnaden, den ewig grünenden Lorbeer der Kunst ins lockige Haar zu flechten.

Wir traten zurück vom Fenster, die Schauspielerin und ich. Das junge, schöne Mädchen war seltsam bewegt und weich gestimmt.

„Ich weiß, Sie werden mich nicht mißverstehen," sagte sie, „wenn mir die Thränen in die Augen kommen. Es sind Freude- und wieder Schmerzensthränen. Ich bin nicht neidisch, wahrhaftig nicht, ich habe die Marie so lieb, so sehr lieb und gönne ihr Alles vom Herzen. Aber ich muß zurückdenken an die Jahre von Nürnberg und Regensburg und gerade jetzt in dieser Stunde kommen die alten Bilder und drängen sich mir auf und lassen mich nicht los. Da seh' ich den Theaterplatz von

Nürnberg, die alte Kirche von St. Lorenzen, auf deren tiefen Glockenschlag wir so oft horchten, um in die Probe und in die Vorstellung zu eilen [illegible] ernst hinüber zum Theater. Wie sehen mich die alten [illegible] der reichen Handelsherrn am Platz dort so vertraut an, wie oft sind wir an ihnen vorüber geeilt, naß und frierend und haben die reichen Leute dort oben beneidet!

Vor dem Theater hält der Omnibus; wie so manchmal sind wir hineingestiegen schon Nachmittags zwei Uhr, um nach Fürth zu fahren und dort zu spielen und Nachts ein Uhr wieder zurückzukehren, frierend, hungernd, übermüdet.

Es war eine böse und doch schöne Zeit dort für uns.

Wir spielten in Nürnberg, Fürth und Erlangen und unser Leben war eigentlich nur e i n e Reise zwischen den drei Städten.

Mir ist's noch wie heute. M a r i e und ich hatten keinen größeren Wunsch als den, ein Schleppkleid von unechtem Sammt zu besitzen. Wie hatten wir Beide gespart, gedarbt, ja gehungert, um das Geld dazu zusammen zu bringen! Marie hatte endlich acht Gulden erspart, ich nur fünf; ich mußte noch warten, aber ich konnte doch der Marie einkaufen helfen, das war ein Vorgeschmack der eigenen Seligkeit. Wir fuhren nach Fürth, denn in Fürth bekommt man Alles viel besser und viel billiger als in Nürnberg.

Dießmal aber mit der Eisenbahn und nicht mit dem schrecklichen Omnibus.

Was war das schon für ein herrliches Gefühl, mit der Eisenbahn zu fahren; in zehn Minuten waren wir drüben, während wir uns sonst im Theater-Omnibus eine volle Stunde auf der holprigen Chaussee herumstoßen lassen mußten.

Es kostete hin und zurück zwölf Kreuzer, und ich überlegte

vorher sehr ernsthaft, ob ich diese zwölf Kreuzer der Eisenbahn und meiner Freundschaft für Marie opfern sollte, oder nicht.

Wir kamen hinüber und suchten alle Läden aus, um mit unseren acht Gulden ein möglichst schönes Kleid zu bekommen.

Ach, das Geld wollte nicht reichen und ich weiß noch, mit welcher Entrüstung sich Marie über die theueren Stoffe und die gaunerischen Kaufleute ausließ.

Wohl zwanzig Läden hatten wir ohne Erfolg besucht, alle möglichen Complimente von den vergeblich incommodirten Geschäftsleuten eingesteckt, bis wir endlich bei einem alten Juden einen Rest von unechtem, schwarzen Sammt fanden und nach langem, langem Feilschen an uns brachten.

Der Jude verschwor zwar seine Seligkeit, sein Haus und seine Kinder, daß er unter neun Gulden den Rest, der gerade für uns hinreichte, nicht ablassen könne, wir ließen aber nicht nach und hielten tapfer Stand. Unsere acht Gulden mußten eben reichen, wir hatten ja nicht mehr.

Endlich wich die israelitische Hartnäckigkeit Mariens überzeugender Redegewalt. Der Stoff war im eigentlichsten Sinne des Wortes erobert.

Wie haben wir uns dann hingesetzt und Nächte hindurch genäht um das Sammtkleid bis zur nächsten Vorstellung, ich weiß nicht mehr welchen Stückes, in welchem Marie eine Fürstin als Hofdame begleiten sollte, fertig zu bringen.

Und wie rauschte sie stolz hinaus vor die Lampen in ihrem schwarzen Sammtkleid und mit welchen Gefühlen stand ich hinter den Coulissen und schaute ihr nach! — —

Der Lärm um uns war für mich nicht da, ich saß und schaute meiner Nachbarin in die schönen, großen Augen, die still im Erinnern an längst vergangene Zeiten glänzten; — es war etwas wie Thränenthau darin.

„Dann kamen böse Tage,“ fuhr die Schauspielerin fort, „Mariens Mutter erkrankte, siechte lange und starb. Ich hatte selbst viel Leid, denn ich war meinen Eltern davongelaufen und erhielt damals die Nachricht, daß Beide gestorben.

Es war in Regensburg, wir waren dort eigentlich nur als Choristinen, nur hin und wieder fiel uns eine kleine Rolle zu. Wir wohnten zusammen und unsere Freundschaft war enger als je. Das Gefühl des Verlassenseins, des Alleinstehens in der Welt vereinigte uns, und schloß uns eng aneinander. Wir schwärmten zusammen von der Zeit, in der wir große Künstlerinen sein würden; Marie dichtete Lieder, fromme kleine Strophen dem Andenken der geliebten Mutter geweiht; rührende Gaben der Kindesliebe, niedergelegt auf vergessene Gräber armer, schwergeprüfter Dulderinen; ich componirte die Verse und wir sangen sie zusammen und weinten zusammen, wie oft, wie heiße Thränen.“

„Margot, liebe Margot,“ unterbrach die Schauspielerin eine klare schöne Stimme und die Freundin stand vor ihr und hielt ihr das Glas entgegen. „Mein Gott, Du hast ja Thränen im Auge, heute an diesem schönen Feste, was ist Dir?“

„Ich dachte an Regensburg, Marie!“ sagte die Freundin unter Thränen lächelnd. „O, wenn sie noch den Tag erlebt hätte.“

Ich wollte nicht so unbescheiden sein, die beiden Damen zu stören, und doch hörte ich, wie sie anstießen und die klare Stimme leise sagte: „Den Ruhenden unter dem Grase“ und doch sah ich, wie Beiden die Thränen im Auge standen.

Meine Nachbarin hatte mich verlassen. Die Freundin hatte sie mitgenommen. Dr. Hessenauer war ebenfalls verschwunden! So saß ich denn allein. Wir, die wir im Schooß behaglicher, sicherer Existenzen sitzen, können wir uns wohl ein

richtiges Bild von den Kämpfen machen, die zwei junge, allein dastehende Mädchen — vom Theater — mit dem Leben bestehen mußten, um dahin zu kommen, wo sie jetzt sind? — Nun und nimmer mehr! —

Der Knall der zur Decke emporfliegenden Champagnerpröpfe und Dr. Hessenauer, der auf einmal gespensterhaft vor mir erschien, weckten mich aus meinen Träumen.

„Jetzt wird der Bengel losgelassen!" flüsterte er mir zu. „Er kann seine Sache prächtig; Gott gebe, daß Alles gut geht!"

Wieder ertönte ein lebhaftes Klingeln an die Gläser, mit einem Ruck erhob sich die Gesellschaft und die Nichtunterichteten schauten verwundert der feierlichen Procession entgegen, die jetzt in den Saal langsam hereinschritt. Ich selbst war überrascht und staunte den Pomp an, mit dem man mein Opus in Scene gesetzt hatte. Voran zwei Väter der Stadt mit weißer Weste und weißer Halsbinde und ehrwürdigen, langweiligen Gesichtern. Hinter ihnen der festlich angezogene, sehr sauber, frisch und verlegen aussehende Waisenknabe, mit einem Kissen auf dem ein silberner Lorbeerkranz lag und darunter etwas Rosenrothes, das jedenfalls mein Gedicht war. Dann wieder zwei Väter der Stadt mit denselben Westen, denselben Halsbinden und denselben Gesichtern. Im Hintergrunde grinste aus geöffneter Thür das höchst fidele Gesicht des Waisenknabenbändigers Nazi heraus.

Vor der etwas überraschten Künstlerin angekommen, machte der Zug halt; die Väter der Stadt präsentirten der Gefeierten gleichsam den ganzen Waisenknaben mit Kissen, Gedicht und Lorbeerkranz als Geschenk, es dem Buben überlassend, sich möglichst gut aus der Affaire zu ziehen.

Der aber guckte die Künstlerin sehr erstaunt und ver-

wundert an und schien sich seiner höheren Mission gar nicht bewußt zu sein. Pause — Dr. Hessenauer zitterte am ganzen Körper vor Wuth; ich betrachtete die ganze Geschichte mit ungeheurem Behagen. Endlich schien dem Buben doch ein gewisses Pflichtgefühl aufzudämmern. Er fing auch richtig an:

„Wir armen Waisenknaben,
Wir kommen zu Dir und haben —“

Da stockte er, fing frisch von Neuem wieder an, kam aber wieder nur bis zum „haben“ und stutzte. Der Bengel blieb wahrhaftig stecken; die ganze, mit solchem Effect in Scene gesetzte Ueberreichung des Lorbeerkranzes war verpfuscht.

Der Junge war aber doch nicht so dumm und wußte sich zu helfen; er fing von Neuem wieder an:

„Wir armen Waisenknaben,
Wir kommen zu Dir und haben und haben —“

„Da hast Du Alles, auf dem seidenen Tüchel stehen die andern Verse, die ich vergessen habe!“ platzte der Junge heraus.

„O Du herziger Bub!“ rief die Künstlerin und richtig, wie berechtigt war meine Vorsorge gewesen, dem Nazi noch einmal anzuempfehlen, dem Kinde die Nase zu putzen — da hatte sie den Jungen schon auf dem Arme und küßte ihn lustig ab. Dann wurde die ganze Tafel durch die Künstlerin und ihre Freundin von den übrig gebliebenen Dessertsüßigkeiten abgeräumt, dieselben, kurz entschlossen, in eine zusammengebundene Serviette gepackt und der Bub damit beschenkt, nochmals abgeküßt und dem draußen harrenden Nazi überliefert, nicht ohne, daß ihm Dr. Hessenauer verschiedene Verwünschungen mit auf dem Weg gab.

Inzwischen hatte sich der greise Dichter Holtei meines so schmählich vorgetragenen Gedichtes erbarmt und dasselbe von dem unter dem Lorbeerkranz liegenden, auf rosa Atlas gedruckten Exemplar abgelesen und der Gefeierten unter allgemeinem Jubel

den Lorbeerkranz in die blonden Locken gedrückt. Die aber stand da, in hoher Freude und Gemüthsbewegung, bald erröthend, bald erblaßend. Dann aber riß sie schnell den Lorbeerkranz sich von der Stirne, eilte zum Altmeister Laroche, dem großen Künstler der Hofburg, der bewegt und still sich freuend der Scene von Ferne zuschaute, setzte ihm den Kranz auf, zugleich den alten Herrn in ihre Arme schließend und an seiner Brust sich auswienend.

Jetzt brach erst der volle Jubel unaufhaltsam aus und lustig klangen dazwischen die Fanfaren der Musik und die knallenden Champagnerpropfen.

Als sich der Sturm etwas gelegt hatte, nahm mich Dr. Hessenauer beim Frack, meine Nachbarin bei der Hand und so brachten sie mich zur Künstlerin. Dr. Hessenauer, augenscheinlich vom Geist des Champagners beseelt, schickte sich zu einer längeren Rede an, und stammelte etwas von einem Waisenknaben der Redaction — worunter ich zu verstehen war, — von besser Wollen als Können — guter Absicht und schwachem Gedicht ꝛc. ꝛc., kurz, ich wurde der Künstlerin in einer Weise vorgestellt, über die wir später manchmal recht herzlich gelacht haben.

Gegen vier Uhr Früh gaben wir der Gefeierten ein glänzendes Geleite zur Eisenbahn und damit schloß dieß denkwürdige Souper, eine der freundlichsten Erinnrrungen aus glücklicher, froher Jugendzeit!

Wie Lila von Bulyovszky eine deutsche Schauspielerin wurde.

Es war im Jahre des Heils 1859. Die Dämmerung hatte längst ihre Schatten über die Metropole der Intelligenz am Strande der Spree geworfen, und in der kleinen, ziemlich dürftigen Stube, in welcher die Heldin unserer Geschichte am Schreibtisch, — ein einfacher Tisch, der, da sonst keiner im Zimmer vorhanden, augenscheinlich mehreren Functionen dienen muß — sitzt, wäre vollkommen Nacht gewesen, wenn nicht eine sehr bescheidene Oellampe den schwachen Versuch gemacht hätte, die schönen Züge besagter Heldin zu beleuchten und den darin sichtlich vorhandenen Kummer zu zeigen.

Das Nachsinnen des einsamen, jungen Weibes wurde durch das Getöse eines wahrscheinlich die Stiege herauffallenden Herrn unterbrochen, der seinen Fall bis in's Zimmer hinein fortsetzte

„Was bringen Sie für Nachrichten, Herr Professor?“ empfing ihn die Dame, ihm zugleich Hut und Stock abnehmend und ihn zum Sitzen nöthigend.

„Leider nicht die besten, liebe gnädige Frau, ich habe Seine Hoheit wenig für gütige Aufnahme meiner Bitten disponirt gefunden.“

„Was sagte er?" drängte die schöne Frau. „Sagen Sie mir Alles, Professor, verschweigen Sie gar nichts, Sie wissen, ich habe Muth, Alles zu hören; ach, ich habe schon so viel hören müssen," setzte sie leiser hinzu.

„Er suchte Ausflüchte, Sie wissen ja, wie hohe Herren sind," sagte ausweichend der als „Herr Professor" Angeredete, dessen Name in unserer deutschen Literaturgeschichte rühmlichst bekannt ist.

„Noch einmal bitte, beschwöre ich Sie," flehte die Dame, „sagen Sie mir Wort für Wort, was er gesagt, ich muß Alles wissen, mein ganzes Lebensglück hängt davon ab."

„Wenn Sie so bitten, gnädige Frau, wer kann Ihnen da widerstehen! Ich wollte nur, ich hätte Angenehmeres zu verkünden. Seine Hoheit hat sich in den Kopf gesetzt, Sie speculirten auf seinen Geldbeutel, Sie seien eine aventurière, die vielleicht auf seine hohe Person selbst Absichten habe. Die Begriffe: schöne Frau, Ungarin, Schauspielerin, sind Stufenleitern, auf denen er selbstverständlich zu dem Begriffe Abenteuerin gelangt."

„Er mag denken, was er will, wenn er mich nur anhört."

„Das ist eben das Schlimme, er will Sie nicht hören, nicht sehen; es muß irgend was und irgend wer gegen Sie intriguirt haben, anders wenigstens könnte ich mir's nicht erklären, daß Seine Hoheit, die sonst namentlich für schöne Frauen durchaus nicht so unzugänglich ist, sich so sehr sträubt, Sie zu sehen und Sie sind doch so schön, arme Freundin, zu schön, um — —"

„Lassen Sie die Complimente, lieber Professor, helfen Sie mir sinnen und denken, wie ich der unnahbaren Hoheit doch beikommen könnte," fiel die Dame ein.

„Wenn Sie einfach in's Hotel zu ihm führen," meinte der Professor zögernd.

„Seien Sie ehrlich und aufrichtig, kann ich, ein alleinstehendes, schutzloses Weib, ich eine Ungarin, Schauspielerin, zu dem Fürsten in's Hotel fahren? Würde ich da mir nicht wirklich den Schein geben, das zu sein, was ich wahrhaftig nicht bin, eine aventurière?"

„Sie haben Recht, es geht nicht, aber mir fällt etwas ein, was geht. Seine Hoheit wird jedenfalls zu uns kommen und uns beehren. Da könnten Sie ihn treffen, da Ihr Gesuch am besten selbst vorbringen."

„Das wäre freilich das Beste, lieber Professor, wenn Ihre Frau Gemalin wollte; Sie, die so viel beim Herzog gilt, könnte es ja sehr leicht durchsetzen."

„Will's gleich meiner Frau sagen," rief der Professor, und lief, in die möglichen Consequenzen seiner Idee vertieft, so eilig davon, daß er der Dame, die ihm herunterleuchtete, gar nicht einmal gute Nacht sagte.

Sie trat wieder zurück in das enge Zimmer, setzte die Lampe auf den Tisch und ein trüber Schimmer enttäuschter Hoffnung sprach sich auf ihren abgehärmten, schönen Zügen aus, dann öffneten sich die bleichen Lippen:

„Wieder nichts und immer nichts. Ach, warum bin ich nicht in Ungarn geblieben! Ungarn, mein Vaterland, wie thun sie Deiner Tochter weh in der Fremde, wie sind sie so hart, diese Deutschen!"

„Extra Hungariam non est vita
Et si est vita, non est ita."

„Und dieser Herzog, wer gibt ihm das Recht, mich für eine Abenteuerin zu halten, wer kann etwas sagen wider mich? Und doch liegt in seinen Händen meine ganze Zukunft. Ich muß

auf seinem Theater auftreten, folglich muß ich ihn sehen und sprechen und wenn er hundertmal meint, ich habe es auf seine herzogliche Person abgesehen."

Zwei Tage später finden wir dieselbe Dame in einfacher, aber höchst geschmackvoller Toilette in einem eleganten Salon wieder, vor einem Sopha stehend. Auf diesem befinden sich zwei Personen, ein sehr schöner Mann, dem man die Gewohnheit des Befehlens sofort ansieht und eine wohlbeleibte Dame in den mittleren Jahren, en grande toilette neben ihm sitzend.

Der Herr sprach, die Damen hörten Seiner Hoheit unterthänigst zu.

„Ich begreife nicht, gnädige Frau, wie Sie es wagen konnten, einen Schritt zu thun, der Ihnen unter allen Verhältnissen mißlingen mußte. Ungarisch und deutsch, zwei so verschiedene Sprachen! Und noch dazu deutsch, von dem Ihre Landsleute gar nichts wissen wollen. Sie werden jetzt bei Ihren noblen Patrioten gut angeschrieben stehen und schwerlich je wieder zurückkommen dürfen nach Buda-Pest!"

„Euer Hoheit wollen gnädigst entschuldigen —"

„Sie müssen also jetzt in Deutschland à tout prix Ihr sort machen," tönte es ununterbrochen weiter vom Sopha her. „Sie sind verwöhnt, Sie haben, wie ich höre, am ungarischen Theater einen sehr achtungswerthen Rang eingenommen, eine gute deutsche Schauspielerin können Sie also unmöglich werden, weshalb sind Sie also nicht in Ungarn geblieben?"

„Euer Hoheit —"

„Unsere Theaterverhältnisse sind ja ganz andere als die ungarischen und die französischen, die Sie auch kennen, unsere Bühnen, bis auf die der Provinzialstädte herunter, fordern von ihren ersten Kräften Viel. Unbedeutendes und Mittelmäßiges geht bei uns unfehlbar unter."

„Wenn Euer Hoheit nur die Gnade haben wollten, mich anzuhören," entgegnete schüchtern die blasse Frau.

„Was legt Ihnen nur die Sprache für Hindernisse in den Weg! Es ist ja Wahnsinn, daran zu denken, daß Sie jemals von der Bühne herunter deutsch reden könnten; ist schon im Gespräch Ihre harte Aussprache sehr bemerkbar, wie wird erst die Declamation sein!"

„Wenn Hoheit nur die Gnade hätten, mich anzuhören —"

„Dann wird Ihre Action eine französische sein. Ich kenne das und weiß, wie Sie speciell von der französischen Bühne und Literatur beeinflußt worden sind. Es ist ja auch ganz natürlich, was haben Sie in Ungarn sonst für Vorbilder. Sie sehen also, liebe Frau, es wird nicht gehen, Sie bei mir auftreten zu lassen. Das Publicum meines Hoftheaters ist verwöhnt, Sie würden Unglück haben und ich müßte mir den schmerzlichen Vorwurf machen, zu diesem Unglück mitgewirkt zu haben; außerdem wäre mein Theater auch blamirt."

„Hoheit würden vielleicht anders urtheilen, wenn Sie nur die Gnade hätten, mich anzuhören," sprach bittend, fast dem Weinen nahe, die bleiche Frau.

„Und sehen Sie die schiefe Stellung, die Sie von vorn herein sich selbst bereitet haben; Sie sind von Adel und sind Schauspielerin, sind verheiratet, wo ist Ihr Mann?"

„In Pest, Hoheit!"

„Er sollte bei Ihnen sein, doch gehen mich Ihre persönlichen Verhältnisse nichts an. Welchen Anfeindungen und Verläumdungen werden Sie jedoch ausgesetzt sein. Man ist bei uns noch, Gott sei Dank, nicht auf der Höhe der Civilisation angelangt, daß man es natürlich findet, eine junge, schöne Frau, noch dazu eine Schauspielerin, ohne ihren Mann zu sehen. Man würde Anstoß daran nehmen, es fiele das wieder auf mein

Theater, vielleicht gar auf mich selbst zurück. Es wird wirklich nicht möglich sein, liebe Frau, Sie bei uns auftreten zu lassen, und deshalb will ich Sie auch gar nicht mit einer Declamation bemühen, die doch zu nichts führen würde."

Nach dieser etwas langen Predigt lehnte sich Seine Hoheit behaglich in die Kissen zurück.

„Also wollten Hoheit nicht die Gnade haben, mich anzuhören?" flehte die junge Frau.

„Das sind ja Alles Nebensachen, Hoheit, an die Sie gewiß nicht im Ernste denken," mischte sich zum ersten Male die ältere Dame, die inzwischen wie auf Kohlen gesessen, resolut in's Gespräch.

„Nebensachen, nennen Sie den guten Ruf meines Hoftheaters, Nebensachen meinen eigenen, guten Ruf, liebe Frau Professorin?"

„Nein, Hoheit, weder Ihr guter Ruf noch das Renommée Ihres Hoftheaters kommen dabei in Frage, wenn Sie die arme junge Frau anhören. Sie wissen Hoheit, welche unsägliche Opfer das heldenmüthige Weib ihrer glühenden Liebe für deutsches Wesen, für deutsche Kunst, für deutsche Literatur gebracht hat und noch tagtäglich bringt, und nun wollen Sie, der mit einem Wort dieß Streben zur Geltung bringen könnte, Sie, dessen ganzes Leben der Verherrlichung unseres deutschen Vaterlandes galt, Sie, der Vorkämpfer Alles dessen, was schön und gut, was deutsch ist, Sie wollen die arme Ungarin von der Schwelle unseres deutschen Vaterlandes, die begabte Schauspielerin, die ungarische Rachel, von der Pforte unserer deutschen Kunst zurückscheuchen, mit dem einen kalten Worte: es geht nicht?"

„Sie haben an der Frau Professorin einen wackeren Anwalt. Auf Ihre Fürsprache hin, will ich Sie hören. Ihre Zukunft liegt also in Ihrer Hand, ich bin jetzt vollkommen abge-

neigt, Sie bei mir auftreten zu lassen. Aendere ich meinen Entschluß, so haben Sie es lediglich Ihrer Kunst zu verdanken und dann hat dieselbe eine wirkliche Feuerprobe bestanden."

Seine Hoheit fanden sich somit also veranlaßt und die Kunst der Frau Lila von Bulyovszky hatte eine wahrhaftige Feuerprobe bestanden. Der Herzog Ernst von Coburg-Gotha ist jedenfalls einer unserer bedeutendsten Kunstkenner in Deutschland und, man mag ihm vorwerfen, was man will, noch einer der Fürsten, die sich unter der Krone eine warme, ehrliche Begeisterung für Wahrheit und Schönheit erhalten haben, und sie auch, unbeschadet ihrer Würde und uneingezwängt von der Etikette, wacker bethätigen.

Es ist das ganze Geheimnis seiner Größe, daß er ein ganzer Mann ist und deswegen werden ihm auch, trotz der namenlosen Verdächtigungen, mit denen er überschüttet worden ist, trotzdem ihn sein wirklich gutes Herz Manches säen ließ, von dem er bitteren Undank erntete, trotzdem seine besten Intentionen gerade auf das Abscheulichste verdreht und mißverstanden wurden, doch alle wahrhaft deutschen Herzen in Liebe und Verehrung entgegenschlagen.

Auch hier bewährte er sich ganz und gar. Sein feines Kunstgefühl wußte aus der bitteren Schale des oft noch harten Dialectes doch den Kern des wahrhaftigen Talentes von Gottes Gnaden sehr bald herauszufinden. Die bleiche, schöne Frau schlug durch ihre Declamation alle Vorurtheile, alle Bedenken alle „Wenn und Aber" glücklich aus dem Felde. Der Herzog schied mit dem Versprechen, sie auf seinem Hoftheater auftreten zu lassen.

Nicht acht Tage darauf kam von Seite der Intendanz die Einladung zu einem Gastspiel nach Gotha, das auf circa sechs Wochen später anberaumt worden war. Diese sechs Wochen

mußten benutzt werden. Die zukünftige Hofschauspielerin konnte nicht mehr leben wie die einfache, stille Fremde, die sich nur in Berlin aufhielt, um Deutsch zu lernen, gelebt hatte. Frau Müller, wie sie sich zuerst nannte, konnte vier Stiegen hoch hinten hinaus wohnen, die einfachsten Möbel haben und um fünf Silbergroschen zu Mittag essen, sie brauchte Niemanden zu empfangen als ihren deutschen Lehrer, Herrn Patzkow. Frau v. Bulyovszky, die gefeierte Schauspielerin des ungarischen Nationaltheaters, die pikante Schriftstellerin, die nach Deutschland kam, weil ihr das Vaterland zu eng war, die Raum brauchte für den Flügelschlag ihrer freien Seele, Frau v. Bulyovszky, die ungarische Rachel, die deutsch spielen wollte, mußte elegant wohnen, mußte Leute empfangen.

Frau Müller verschwand vom Schauplatze, Frau v. Bulyovszky trat auf. Wer bei ihr vorgelassen werden wollte, wurde zuvor angemeldet, bei Frau Müller hatte man geradezu eintreten können, wenn man geklopft. Frau Müller empfing zu jeder Zeit, Frau v. Bulyovszky nur zweimal in der Woche.

Wer in den eleganten Salon eintrat und die schönen Jacaranda-Möbel sah, die tausenderlei kleinen Nippes, die uns ein anmuthiges Frauendasein verrathen, wer sie selbst sah, die stolze, schöne und doch so bezaubernd liebenswürdige, ungarische Schauspielerin und Schriftstellerin, der konnte unmöglich ahnen, daß das die stille, blasse, bescheidene Frau Müller sei, die über vier Stiegen gewohnt, auf Tannenholz gesessen, in Tannenholz geschlafen, die für fünf Silbergroschen zu Mittag speiste.

Wer sich's, draußen vom scheußlichen Berliner Winter durchkältet und durchnäßt, wohl sein ließ in der angenehmen, von Blumenduft durchzogenen Wärme des Salons, der mochte schwerlich ahnen, daß derselbe Salon nur zweimal in der Woche eben an den Empfangstagen geheizt wurde und die schöne, stolze

Frau, die nur geboren zu sein schien, um zu bezaubern, dieß besagte Bezaubern eben auch nur an zwei Tagen in der Woche ausübte, und die übrigen Tage im kleinen Schlafstübchen mit ihrer Duenna saß und an ihrer Garderobe nähte und nähte, daß die feinen, weißen Finger oft die Nadel nicht mehr halten konnten.

So nahte die Zeit des Gothaer Gastspieles heran, man schickte sich zur Abreise an, aber, o weh, eine berühmte Modewaarenhandlung hatte den Paß mit Beschlag belegen lassen. Frau v. Bulyovszky mußte neue Garderobe haben, um in Deutschland auftreten zu können; Frau v. Bulyovszky hatte nichts mehr als ihren Namen, ihr Talent und ihren festen Willen, deutsche Schauspielerin werden zu wollen. Mit Talent und festen Willen kauft und bezahlt man aber keine seidenen Stoffe, mit Namen schon eher — genug, die weltberühmte Firma am Werder'schen Markt schien sehr wenig Hoffnung für das Schicksal der Frau v. Bulyovszky in Deutschland zu haben und hatte den Paß mit Beschlag belegt.

Wenn damals nicht als deus ex machina ein wohlwollender, kunstfreundlicher, höherer Polizei-Beamter Berlins dazwischen getreten wäre, und sich für die Schuld der Dame verbürgt hätte, so wäre diese interessante Biographie wohl nie geschrieben worden.

Vor der Abreise finden wir Frau v. Bulyovszky nach einem sehr bescheidenen Mittagsmal vor ihrem Schreibtisch sitzend, während ihre getreue Duenna Geld zählt.

„Wie viel haben wir noch, liebe Kathi?“ fragte die ungarische Rachel in sehr elegischem Tone.

„Gleich, gnädige Frau. Einundzwanzig, fünfundzwanzig, siebenundzwanzig einen halben, so das wäre das Reisegeld, das

habe ich bei Seite gelegt, dann bleiben uns gerade noch sieben Thaler siebenundzwanzig Silbergroschen, gnädige Frau."

„Sieben Thaler siebenundzwanzig Silbergroschen, liebe Kathi, wovon sollen wir denn die Speisehaus-Rechnung zahlen, liebe Kathi?"

„Das weiß ich nicht; gnädige Frau," antwortete die liebe Kathi.

„Meinst Du, die Intendanz wird mir für den ersten Versuch etwas zahlen, Kathi?"

Kathi, obgleich mit dem Verfahren deutscher Intendanzen in solchen Fällen schwerlich vertraut, versicherte dennoch mit Feuereifer, die Intendanz werde sich jedenfalls nicht lumpen lassen.

Wenig durch das felsenfeste Intendanz-Vertrauen getröstet, dagegen in einer sehr elegischen, ihrer Rolle als Maria Stuart und dem Cassebestand von sieben Reichsthaler siebenundzwanzig Silbergroschen entsprechenden Stimmung, gibt Frau v. Bulyovszky ihrer vielgetreuen Kathi den Befehl, die Garderobe zusammenzupacken.

Und die Intendanz ließ sich wirklich auch nicht lumpen. Beim letzten Wort der Kammerzofe öffnete sich die Thüre und unangemeldet, aber hoch willkommen trat der Briefbote herein und brachte ein Schreiben der herzoglichen Hoftheater-Intendanz, in welcher Frau v. Bulyovszky ein Honorar von fünfzehn Friedrichsd'or per Rolle zugesichert wurde.

Mit ganz anderen Gefühlen packten jetzt Dame und Zofe die Garderobe zusammen.

„Alles," schreibt Frau v. Bulyovszky selbst aus jener bengten Zeit, „hatte ich auf einen Wurf gesetzt, mein ganzes Lebensglück hing von diesem ersten, furchtbaren Auftretenn Gotha ab. Eine seltsame, nie gefühlte Bangigkeit überfiel mich,

als ich schon in der Garderobe zur Maria Stuart fertig angekleidet dastand, mit einer Gewalt, die mir, der routinirten Schauspielerin, die das Lampenfieber längst hinter sich hatte, fast den Athem raubte. Alles, Alles hing von diesem Auftreten ab; mißlang dasselbe, machte ich Fiasco, so war ich in Deutschland blamirt, in Ungarn unmöglich und dann hätte wohl alle Religion, alle Energie, die mir über so Schweres schon hinweggeholfen, mich nicht von dem letzten äußersten Schritt zurückgehalten. — Dann wäre es gewiß mit mir vorbei gewesen. Gott der Herr, der mir stets so gnädig war, hat mich dießmal auch nicht verlassen, er hat Alles zum Guten gelenkt und mein heißes Streben mit Erfolg gekrönt. Ihm allein sei Dank und Preis!"

Wir müssen unsere Heldin vor dem entscheidenden Augenblick stehend verlassen, um etwas in die Vergangenheit zurückzugehen und zu sehen, wie das geworden, was man jetzt Frau von Bulyovszky, das heißt, eine unserer tüchtigsten deutschen Schauspielerinnen nennt.

In Klausenburg in Siebenbürgen anno 1835 geboren, — das Alter schöner Frauen, namentlich Schauspielerinnen zu constatiren, ist immer eine schwere Aufgabe — empfing Lila von Bulyovszky eine Erziehung, die sie eher für alles Andere, als für ihre jetzige Laufbahn vorbereitete. Sie war die Tochter einer, durch ihren fanatischen Patriotismus bekannten Mutter und begeisterte sich für Deutschlaud und deutsches Leben und deutsche Kunst; — sie wurde im Kloster erzogen und wurde Schauspielerin.

Es gäbe ein reizendes Bild, die Klosterschülerin zu zeichnen, wie sie, genau ihren Kalender im Kopfe habend, jeden auch noch so spät in der Nacht eintreffenden Mondschein benutzte, um horribile dictu — verbotene Bücher bei Luna's keuschem Scheine

zu lesen, wie die jugendliche Schülerin im tiefsten Negligé aus dem Bett und an's Fenster huschte, um ihrer Lieblingsneigung, der verbotenen Lectüre, zu fröhnen.

Nun sind wir zwar durchaus nicht orientirt und können daher auch nicht verrathen, welche verbotenen Bücher Frau von Bulyovszky damals gelesen; wir vermuthen aber, daß, da Kloster-schülerinnen bekanntlich sehr Vieles verboten ist, sich ihre Lectüre weniger auf Casanova und dergleichen, als auf französische Romane und namentlich französische Theaterstücke erstreckte. Wie sehr recht hatten die guten Klosterfrauen, ihr gerade diese Lectüre zu verbieten, denn sonst hätte sie dieselben schwerlich gelesen und wäre wahrscheinlich keine Schauspielerin geworden und hätte ihren Namen in die Annalen unserer deutschen Kunstgeschichte gewiß nicht eingeschrieben. Gepriesen sei der Mondenschein, gepriesen Alexander Dumas, dessen unsterbliche Werke am Meisten dazu beitrugen, das jugendliche Köpfchen zu verdrehen, und entschieden den Grund für alle nachherigen Vorkommnisse gelegt haben.

Frisch aus dem Kloster gekommen, blühte des Lebens und der Liebe Frühling für unsere Heldin auf. Ihren Mann sehen, lieben und heiraten war das Werk weniger Monate. Aus dem Kloster in die Ehe! Ihr Gemal, den sie sich, wie Alles im Leben, erst nach Ueberwältigung großer Hindernisse erringen konnte, war ein durch seinen Patriotismus berühmter Journalist, ein gefeier-ter, von der Damenwelt angebeteter Barrikadenheld, ein bild-schöner Mann, was wollte das junge Herz mehr?

Das junge Herz wollte allerdings mehr; es wollte den Gefeierten für sich allein haben, ganz für sich allein. Die Eifer-sucht der jungen Frau soll — wir wissen natürlich nicht, ob mit oder ohne Grund, — eine maßlose gewesen sein, und das Glück der noch so jungen Ehe auf das Ernstlichste bedroht haben.

Doch nicht von Innen heraus kamen die finsteren Mächte,

nein, von Außen brach das tückische Schicksal, das zwei Menschen in solchem Glücke nicht beisammen sehen konnte — über sie herein. Nach kaum dreimonatlicher Ehe wurde Herr von Bulyovszky durch seine politischen Antecedentien stark compromittirt, gefangen, in den Kerker der Festung Ofen gesetzt, und zugleich verloren die Schwiegerältern des jungen, unglücklichen Paares durch die furchtbaren politischen Stürme, die in Ungarn damals am ärgsten wütheten, ihr ganzes Vermögen.

Das war nun die Lage der jungen Frau nach dreimonatlicher Ehe: Der Mann im Kerker, sie mit der Schwiegermutter vis-à-vis de rien. Ein totaler Schiffbruch, aus dem nur Leben und Ehre gerettet ward. Gerade aber hier im kritischen Augenblick, wo jede andere Frau verzweifelt wäre, zeigte sich die ungeheure Energie, welche Frau von Bulyovszky noch nachher siegreich durch die bittersten Kämpfe hindurch ihrem großen Ziele zuführte, im hellsten Glanz. Kurz entschlossen betrat sie im Jahre 1851 als Louise in „Cabale und Liebe" das Pester National-Theater. Der große kecke Wurf gelang in glänzendster Weise. Sie erhielt sofort Engagement und konnte so sich selbst und die Ihren erhalten.

Ihr Mann nahm Abschied von einer jungen unerfahrenen Frau, die nur verstanden, elegante Toilette zu machen und von einem Vergnügen zum andern zu fliegen; als er den Kerker verließ, war die allerdings sehr schöne Puppe in den glänzenden Schmetterling verwandelt, er hatte die Klosterschülerin verlassen und fand die gefeierte Heldin der ungarischen Nationalbühne wieder. Wahrlich ein seltener Tausch, mit dem vielleicht mancher Mann nicht zufrieden gewesen wäre; — wir glauben, Herr von Bulyovszky auch nicht. Man denke sich eine Frau, einen der besten Namen des ungarischen, so stolzen Adels tragend, auf der Bühne!

Zu ändern war's aber nicht mehr, der geschehene Schritt konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden.

Von dieser Zeit an datirt sich auch wol die Selbstständigkeit der gefeierten Frau, die man ihr so sehr zum Vorwurf gemacht hat, und die sie später zu dem, deutschen Ansichten schwer begreiflichen, Schritt trieb, Mann, Kinder und Heimat zu verlassen und der inneren Stimme zu folgen, die sie nach Deutschland rief.

Es ist nicht unsere Sache, den einzelnen Triumphen zu folgen, die die schöne junge Frau, die damals schon bedeutende Schauspielerin auf der ungarischen Bühne feierte. Es belebte sie ein rastloser Drang des Schaffens, der in verhältnismäßig kurzer Zeit eine große Zahl der bedeutendsten Rollen in's Leben rief; trotz dieser enormen Thätigkeit fand die seltsame Frau noch die Zeit, in ihrem Salon die liebenswürdigste Wirthin zu sein und die ungarische Literatur durch eine Masse von Uebersetzungen aus dem Französischen und Deutschen ganz wesentlich zu vermehren, und überdieß selbst noch circa sechs Bände Original-Werke herauszugeben. Wie sie's angefangen, das Alles zu thun und zu fördern, ist selbst den intimen Freunden, die ihre weise Zeiteintheilung und enorme Arbeitskraft kennen, ein Räthsel.

Daß ein solches Wirken sehr bald auch über die engen Grenzen von Ofen und Pest hinaus Anerkennung fand, daß deutsche Künstler, welche auf dem deutschen Theater in Pest auftraten, sehr bald die bedeutende, ungarische Künstlerin, die in so seltsam eigner, in Deutschland unerhörter Weise spielte, kennen und schätzen lernten, ist um so begreiflicher, als Frau von Bulyovszky mit seltener Hingabe auch die Interessen des deutschen Theaters verfolgte, und neidlos mit dem größten Eifer das Spiel deutscher Künstler studirte und jeglicher Bedeutung unter ihnen die größte Bewunderung zollte.

Alle, welche mit der liebenswürdigen Frau in nähere Berührung gekommen, brachten von ihr die lebhaftesten Schilderungen mit nach Deutschland und alle Kreise, die sich dort für's Theater interessirten, kannten die ungarische Rachel wenigstens dem Namen nach.

Auf die Dauer konnte aber selbst ein so reiches Wirken die geniale Frau nicht mehr befriedigen, es drängte und trieb sie hinaus aus den heimatlichen Kreisen, die ihrer Feuerseele zu eng, zu begrenzt waren. Sie entschließt sich 1857, eine größere Reise zu machen, um Paris, um Frankreich, um Deutschland kennen zu lernen.

Sie macht eine große Reise durch Deutschland nach Frankreich, verweilt einige Zeit in Paris, lernt dort französische Literatur und französische Bücher hinlänglich kennen, um sich in ihren Idealen gründlich enttäuscht zu finden. Ihr Tagebuch über diese Reise ist — leider etwas mangelhaft — aus dem Ungarischen übersetzt worden und gibt ein flüchtiges, aber sehr interessantes Bild der empfangenen Eindrücke.

Sie hatte bei dieser Reise das Unglück, von Saphir an Alexander Dumas empfohlen zu werden, eine Empfehlung, die der geistreichen Frau zwar in Paris alle Salons öffnete, die ihr sonst wohl verschlossen geblieben wären und ihr die tiefsten Einblicke in die socialen und literarischen Verhältnisse dort gewährte, die sie uns in lebendigster Weise wieder durch ihr Tagebuch vermittelt, die ihr aber zugleich für ihre nachherige Carrière in Deutschland vielfache Unannehmlichkeiten bereitete.

Der alte Hanswurst der französischen Literatur, Herr von und zu Monte Christo, Marquis de la Pailleterie &c. &c., begleitete sie, die in Gesellschaft einer Wiener Dame von Paris nach Hause zurückkehrte, ein Stück Wegs den Rhein herunter und war so freundlich, über diese kurze Reise ein Buch zu schreiben,

welches unter dem Titel „une aventure de l'amour“ die unverfänglichsten Thatsachen, gemischt mit den seltsamsten Erfindungen, in einer, eben nur Alexander Dumas möglichen Weise dem großen Publicum zum Besten gibt. Herr von Bulyovszky hat vergebens versucht, von dem Verfasser dieses Scandales Rechenschaft zu bekommen; er als Ungar war nicht einmal in der Lage, seine Frau dem deutschen großen Publicum gegenüber vor derlei Injurien zu schützen und von diesem unglückseligen Buch schreiben sich zum großen Theil alle die Vorurtheile her, denen Frau von Bulyovsky, die in Ungarn den Ruf einer tadellosen Gattin, einer liebenden Mutter, einer ehrenwerthen Hausfrau genießt, in Deutschland später so oft und in herbster Weise begegnen mußte.

Sie kam von Paris nach Pest zurück mit dem klaren Bewußtsein, daß die französische Bühne ihr nun und nimmer das gewähren könne, was sie suche und mit doppelter Sehnsucht wandte sie sich nunmehr aufs Neue dem Studium deutscher Sprache, deutscher Kunst und Literatur zu. Je mehr der genialen Frau das eigentliche Wesen deutscher Poesie aufging, je mehr sie die civilisatorische, welterobernde Macht deutscher Bildung und Wissenschaft begriff, je heißer wurde ihr Wunsch, je klarer wurde ihr Beruf: deutsche Schauspielerin zu werden.

Auf die Dauer mußte solches Streben sich bemerkbar machen, aus leisen Spöttereien entwickelte sich in ihrer nächsten Umgebung allmälig bitterster Hohn und entschiedener Zwiespalt, als sie ihren Entschluß, deutsche Schauspielerin werden zu wollen, geradezu offen aussprach.

Selbst ihr Mann erklärte ihr geradezu, er werde ihrem Vorhaben, da er ihre Energie in Ausführung ihrer Entschlüsse einmal kenne, nichts in den Weg legen, aber auch sie in ihrem thörichten Unternehmen nun und nimmer mehr unterstützen. Er erachte es für frevlen Wahnsinn, Familie, Vaterland, eine

gesicherte, glückliche Existenz in die Schanze zu schlagen, um Idealen und Phantomen nachzujagen, die zu erreichen ein Ding der Unmöglichkeit sei. Solchen Verhältnissen gegenüber wäre wol jede Frau umgekehrt, nicht aber Lila von Bulyovszky. Sie trennte sich mit blutendem Herzen vom grollenden Mann, vom weinenden Kinde, von lieben Freunden und Verwandten, von einem Publicum, das sie auf den Händen trug, von der theuern heißgeliebten Heimat — um mit wenigen Hundert Gulden in der Tasche hinauszuziehen in ein Land, das zwar nicht ihrer Nation feindlich ist, das aber auch wahrhaftig nicht Ursache hat, Ungarn zu lieben, hinauszuziehen in ein fremdes Land, dessen Sprache sie kaum versteht, in dem sie keinerlei Verbindung, keine Connexion, keinen Menschen besitzt, von dem sie Förderung ihres Strebens erwarten darf. — Sie zieht hinaus die Magyarin, die noch nicht deutsch sprechen kann, um deutsche Schauspielerin zu werden. Sie weiß, daß sie, sobald sie das erste Wort auf einer deutschen Bühne gesprochen, sich die Rückkehr ins Vaterland damit für immer verschlossen hat; sie weiß, daß ihre Ansprüche ans Leben die größten sind, daß sie also das Größte wird leisten müssen, um diesen Ansprüchen zu genügen. Es ist frevler Wahnsinn, hatte ihr Mann gesagt und wol hatte er Recht, es wäre frevler Wahnsinn gewesen, wenn sie eben nicht sie selbst gewesen.

Jetzt beginnt ihre Leidenszeit. Sie reist nach Dresden, um sich Rath zu ihrem Vorhaben von Auerbach und Gutzkow zu holen, sie findet Beide nicht dort, wol aber Eduard Devrient, der sie zu seinem Bruder nach Karlsruhe schickt. Der hört sie, bittet sie, zu declamiren und sagt ihr mit dürren Worten, er glaube, daß sie auf deutschen Bühnen nie werde auftreten können. Mit Betrübnis im Herzen reist sie ab, um Sophie Schröder, die von ihr so lange Verehrte, in Mannheim aufzusuchen. In Mannheim sagt man ihr, Sophie Schröder sei in Hamburg. Kurz

entschlossen, reist sie ab nach Hamburg, dort erfährt sie, die Gesuchte sei in Berlin.

Hier trifft sie endlich Sophie Schröder, führt sich selbst bei der höchlichst Erstaunten, die gerade große Damengesellschaft hat, ein und sagt ihr, weshalb sie gekommen. Sophie Schröder bedauert, gerade zur Zeit verhindert zu sein, ihr nähere Auskunft zu geben und vertröstet sie auf ein andermal. Frau von Bulyovszky sagt ihr aber sehr ruhig: „Ich bin, um Sie zu finden, von Dresden nach Karlsruhe, von Karlsruhe nach Mannheim, von Mannheim nach Hamburg gereist, also werden Sie für mich wol auch einen Augenblick Zeit übrig haben!“

Darauf sagt ihr Sophie Schröder rundheraus, daß nach ihrer Erfahrung es für eine Ausländerin eine reine Unmöglichkeit sei, jemals eine tüchtige deutsche Künstlerin zu werden.

Verzweiflung im Herzen geht sie fort, keines Gedankens, keines Entschlusses mehr fähig; ihre letzten Hoffnungen basirten auf dieser großen Frau und die sagt ihr kalt und ruhig, ihr Streben sei thöricht, weil sie nie ihr Ziel erreichen könne. O, es rächte sich Alles, ihr Mann hatte doch Recht gehabt und es blieb ihr nichts Anderes übrig, als zurückzukehren und pater peccavi zu sagen. Zurückkehren! — Niemals! Lieber im Elend verkommen, als in Schande zurückkehren. In dieser Stimmung, in welcher sie zu Allem fähig gewesen, begegnet ihr Döring. Bei seinem Anblick, der sie in Pest in so glücklichen Verhältnissen gesehen, fängt sie auf der Straße an, bitterlich zu weinen. Döring, ganz erschrocken, beruhigt sie und bringt sie in ihre Wohnung.

Hier erzählt sie dem großen Künstler ihre Leidensgeschichte und rührt ihn auf's Tiefste.

Er spricht ihr Trost und Hoffnung ein und, was besser ist, verspricht ihr, sie mit Rath und That zu unterstützen. Und

wie hat der wackere Mann Wort gehalten! Er, der so viel Beschäftigte, hat der ungarischen Collegin mehr denn sechszig Stunden gegeben und nie, niemals gelitten, daß Frau von Bulyovszky ihm auch nur das kleinste Zeichen der Anerkennung dafür überreichen durfte.

Frischer Muth erfüllte auf's Neue die Seele der Dulderin.

Eine stille bescheidene Wohnung wurde gemiethet und eine Frau Müller, einfach gekleidet, ganz zurückgezogen lebend, fast gar Niemand bei sich sehend, zog in diese Wohnung ein.

Vor allem galt's jetzt, deutsch zu lernen. Man hatte ihr einen älteren Herrn empfohlen, einen Beamten, der in bescheidenen aber angenehmen Verhältnissen lebte, und sich durch die zehn Silbergroschen per Stunde, welche die Frau Müller zahlte, ein recht hübsches Taschengeld nebenbei erwarb. Jetzt wurde jeden Tag eine Stunde genommen und zwischen dem alten Herrn und seiner jungen, gelehrigen Schülerin stellte sich bald ein sehr angenehmes Verhältnis her, das durch eine kleine Episode ein wirklich freundschaftliches werden sollte.

Der Lehrer kam eines Tags zur Mittagszeit und fand seine Schülerin gerade beim Mittagsmal, das eigentlich mehr als bescheiden genannt werden mußte.

„Ist das Ihr Mittagsessen, gnädige Frau?“

„Freilich, lieber Herr Patzkow, mein Sonntagsdiner, an den Werktagen esse ich nicht so verschwenderisch. Was wollen Sie, man muß sich einschränken. So, jetzt bin ich fertig, jetzt wollen wir anfangen, wenn es Ihnen recht ist.“

Merkwürdiger Weise war der Lehrer sehr zerstreut, es schien ihn die ganze Stunde hindurch etwas zu drücken, es war immer, als ob er etwas sagen wolle, und getraue sich doch nicht.

Die Schülerin hatte dem alten Herrn nie so zerstreut gesehen und wunderte sich über sein sonderbares Betragen. Endlich

war die Lection zu Ende und Herr Patzkow stand da mit seinem Hut in der Hand, konnte aber heute merkwürdiger Weise die Thüre gar nicht finden.

„Was haben Sie denn auf dem Herzen, Herr Patzkow — ich sehe, es drückt Sie etwas?“ —

„Mich, gnädige Frau? doch ja, mich drückt freilich etwas. Sehen Sie, gnädige Frau, ich lebe in ganz angenehmen Verhältnissen, ich habe, was ich brauche.“

„Das freut mich für Sie, lieber Herr Patzkow.“

„Und Sie lernen so fleißig, daß es eigentlich für mich eine Freude ist, Ihnen Unterricht zu geben; wirklich eine wahre Freude, gnädige Frau, die reine Erholung, gewiß und wahrhaftig!“

„Und?“

„Nun, meine Freude, meine Erholung kann ich mir doch von Ihnen nicht bezahlen lassen.“ — —

„Wo denken Sie hin, lieber Herr Patzkow, ich kann doch wahrhaftig die Stunden von Ihnen nicht umsonst nehmen. Ich anerkenne Ihre Freundlichkeit, aber das geht doch wahrlich nicht an.“

„Ich dachte es mir, Sie würden zu stolz sein, gnädige Frau. Aber sehen Sie, Sie sind doch das schlechte Essen nicht gewöhnt, Sie könnten krank dabei werden. Könnten wir es nicht vielleicht so machen, daß Sie mir für die Stunde blos fünf Silbergroschen zahlten und dafür etwas besser essen. Sehen Sie, ich meine es so gut mit Ihnen, Sie dürfen mir meinen Vorschlag nicht übel nehmen und es würde mich recht kränken, wenn Sie mir die Bitte abschlagen würden.“

Das war der Ungarin in Deutschland doch noch nicht passirt. Sie zerdrückte eine Thräne im Auge, faßte die beiden Hände des alten Mannes und sagte: „Mein lieber Herr Patzkow,

ich nehme Ihren Vorschlag dankbar an, aber in anderer Weise. Sie geben mir statt einer Stunde zwei, und ich zahle wie bisher."

Und so blieb's auch, sie nahm jetzt täglich zwei, oft noch mehr Stunden deutschen Unterricht beim alten Herrn Patzkow und machte eminente Fortschritte, ebenso bei Döring, der jetzt mehr und mehr das bedeutende Talent erkannte und dasselbe mit fortgesetzter warmer Liebe pflegte und ausbildete. Hut ab vor dem wackern, großen Künstler!

So rückte die Zeit heran, in die der Anfang unserer Geschichte fällt, und wir können Frau von Bulyovszky wieder in Gotha aufsuchen, wo wir sie, im Begriff als Maria Stuart aufzutreten, zurückgelassen.

Wir hatten die eigenen Worte der genialen Künstlerin angeführt, um zu schildern, wie sie all' ihre Hoffnung auf dieses erste Auftreten gesetzt hatte.

Wie dieses erste Auftreten ausfiel, brauchen wir nicht zu sagen, waren doch alle deutschen Zeitungen damals voll des Ruhmes der ungarischen Schauspielerin, die deutsch spielte, und so deutsch spielte.

Genug, sie schlug glänzend durch und von da an datirt sich eine ganz andere Epoche ihres Lebens. Die Zeit der Leiden war vorbei; mit einem Schlag hatte sie ihr Ziel erreicht, sie war eine tüchtige, deutsche Schauspielerin geworden.

Ihr Herz trieb sie von ihren Gastspielen, die für sie ein wahrer Triumphzug geworden waren, wieder zurück nach Pest, zu Kind und Gatten.

Kaum dort angelangt erkrankte sie heftig — die so mannigfachen Aufregungen der letzten Zeit forderten doch endlich ihr Recht. — Sie konnte nur wenige der intimsten Freunde sehen und doch verbreitete sich die Nachricht ihrer Ankunft schnell. Man

hatte in Ungarn ihren Erfolg recht gut, jedoch mit sehr getheilten Empfindungen beobachtet. Es war mehr als Verbrechen, es war Verrath, daß eine Magyarin, eine ungarische Künstlerin, die Zierde des Pester Nationaltheaters, es gewagt hatte, auf deutschen Bühnen, und noch dazu mit Erfolg aufzutreten.

Die Söhne Ungarns, die ritterlichen Magyaren brachten der Tochter Ungarns, der schwerkranken Frau, eine solenne Katzenmusik; auch eine Kritik, über die sich Manches sagen ließe.

Wie hatte sie so Recht gehabt, als sie damals in Gotha sich sagte, daß sie mit dem ersten Auftreten auf einer deutschen Bühne mit ihrer ganzen Vergangenheit brechen würde.

Gottlob, sie brauchte nicht mehr zurück; es war gut, daß die Schiffe hinter ihr verbrannt waren; jetzt konnte sie nichts mehr beirren in dem einen Gedanken: Vorwärts Dann folgte ihr Engagement in Gotha, welches der interessantesten Episoden die Menge bietet, die aber die geistreiche Schriftstellerin selbst in ihren Memoiren dereinst schildern will.

Ueberhaupt ist unsere Aufgabe hiermit eigentlich zu Ende. Wir wollten die Leidensgeschichte der Frau von Bulyovszky, die schweren Anfänge schildern, durch welche sie sich durchzuarbeiten und durchzukämpfen hatte, um das zu werden, was sie geworden ist. Vieles mußten wir verschweigen, was sonst gerade für unsern Zweck sehr charakteristisch gewesen wäre, um nicht einerseits zu sehr in das Privatleben der Künstlerin einzugreifen, andererseits noch lebende Persönlichkeiten zu verletzen, die uns wenigstens durchaus nichts zu Leide gethan haben. Auch mit diesen wird Frau von Bulyovszky dereinst in ihren Memoiren, die recht interessant werden dürften, selbst abrechnen.

Wie Friederike Goßmann in Nürnberg einen Nibelungenhelm kaufte und in Paris sehr theuer soupirte.

„Ich finde es aber doch sonderbar, daß Ihr mich nicht mitnehmen wollt.“

„Schau Toni, es geht ganz gewiß nicht, wo wir hingehen, da können wir Dich nicht gebrauchen, jeden andern Menschen, aber gerade just Dich nicht. Geh' Du inzwischen noch spazieren, bis um sechs Uhr sind wir zurück, vorher holen wir aber seine Frau noch ab und heut Abend wollen wir recht fidel sein. Jetzt gib mir noch einen Kuß und dann adieu!“

Es war Friederike Goßmann, die berühmte Grille, die so zu ihrem Mann sprach. Ort der Handlung war Nürnberg, Zeit 1863. Bei dem Gang, den wir vorhatten, konnten wir den Baron Prokesch freilich nicht gebrauchen, da wir das berühmte Antiquitäten-Cabinet von Pickert, eine der ersten existirenden Sammlungen besuchen wollten, um für den morgigen Geburtstag des Barons einzukaufen.

„Der Toni hat sich schon längst so ein großes Ritterschwert gewünscht, wissen Sie, so ein ganz großes, das man mit zwei Händen kaum aufhebt, wie nennen Sie 's doch?“

„Einen Zweihänder, gnädige Frau —“

„Ganz richtig, einen Zweihänder. Dann brauche ich noch einen Nibelungenhelm."

„Einen, was?"

„Einen Nibelungenhelm! Sie wissen, so einen Helm mit Flügeln aus der Nibelungenzeit —"

„Aha, einen Flügelhelm. Na, wenn Pickert auch gerade keine Helme aus der Nibelungenzeit mehr haben wird, so sind Flügelhelme doch jedenfalls da."

„Dann brauche ich noch das Mittelstück von einer Rüstung, den Brustharnisch, ein paar Panzerhandschuhe, einen Schild, einen Streitkolben und noch einige andere Kleinigkeiten —"

„Na, das freut mich für Pickert, gnädige Frau, die Engländer sind so spärlich dieses Jahr und er wird sich über ein gutes Geschäft, wie das in Aussicht stehende, freuen, eben so wie ich über die zehn Procent, die mir als Lohndiener zukommen."

„Warten Sie nur, wenn Sie sich von einer armen Künstlerin noch zehn Procent rauben wollen, ich sag's dem Toni, daß Sie so ein Blutsauger sind."

„Haben Sie den jungen Mann genau betrachtet, der Sie ebenso ehrfurchtsvoll gegrüßt hat, gnädige Frau?"

„Genau angesehen habe ich ihn nicht, es müssen junge Männer schon ganz auffallend schön oder häßlich sein, wenn ich sie auf der Straße ansehen soll; was ist aber an diesem so Besonderes?"

„Der hätte es schon verdient, daß Sie ihn schärfer ins Auge gefaßt hätten, der junge Mensch ist für Sie ins Wasser gegangen, und ich zweifle nicht, daß er auch ins Feuer gehen würde."

„Was plauschen Sie da?" fragte die Grille, etwas ungnädig-stolz den Kopf in die Höhe werfend.

„Gewiß und wahrhaftig, gnädige Frau, er ist für Sie ins Wasser gegangen, aber freilich nicht ganz freiwillig, übrigens ist die Geschichte bald erzählt. Vorgestern brachte Ihnen der Männergesangverein ein Ständchen?"

„Ja freilich, die Herren haben prächtig gesungen, wären Sie nur oben bei uns gewesen, es war wunderschön."

„Ich hab's von unten auch hören können. Nun sehen Sie, der Hof Ihres Hotels ist allerdings ganz nett arrangirt, aber das Wasserbecken in der Mitte nimmt doch viel Raum hinweg, die Sänger waren schon für sich allein sehr zahlreich, es hatten sich überdieß eine große Masse Liebhaber des Gesanges und Unbetheiligte eingedrängt, so daß es sehr an Platz fehlte —"

„Deshalb begreife ich aber noch immer nicht, wie Ihr Jüngling ins Wasser gekommen ist."

„Das werden Sie gleich hören. Ich habe Ihnen eben auseinandergesetzt, daß es sehr an Platz mangelte. Nun wohl, unser Jüngling, ein Sohn der Themis, überdieß noch Schöngeist und Musikdilettant, führte die Tenöre an und stand vor dem verhängnisvollen Wasserbecken, respective auf dem Rand desselben. Als Sie nur oben auf dem Balkon erschienen, so begannen die Völker sich vorzudrängen, um Ihres Anblickes theilhaftig zu werden. Der Andrang war unwiderstehlich und schob unsern Jüngling ins Wasser, in das er bis unter die Arme fiel."

„Sie erzählen eine Räubergeschichte —"

„Nein, nein, jedes Wort ist wahr, die Geschichte ist zu komisch und die ganze Stadt lacht seit drei Tagen darüber, daß gerade diesem Herrn das kleine Malheur passiren mußte."

„Es ist recht schlecht, der junge Mensch hätte sich auf den Tod erkälten können."

„In der warmen Sommernacht? Ich bitte Sie, meine

Gnädige! Das kalte Bad hat ihm zu einer Art von Berühmtheit geholfen, die dem eitlen Geck ungemein schmeichelt. Haben Sie nicht gesehen, wie er seine großen, runden Augen verdrehte, als er Sie sah und begrüßte."

„Nein, das habe ich wahrhaftig nicht gesehen, aber da sind wir ja schon bei Pickert und sehen Sie, gerade da in der Auslage liegt ein Nibelungenhelm, wie ich ihn für Toni haben möchte."

Auf dem Albrecht Dürerplatz in Nürnberg und just der Statue des großen Meisters gegenüber liegt ein hohes stattliches Haus. An einem Parterrefenster desselben ist eine sehr schön und geschmackvoll arrangirte Auslage von seltenen Waffen, prachtvollen Majoliken und alten Münzen u. dgl. zu sehen, an der Thüre steht: „Hofantiquar Pickert." Kein Mensch sieht dem Hause, so stattlich es sich auch präsentirt, die ungeheuren Reichthümer an, die darin aufgespeichert sind.

Ich zog an der Glocke, von unsichtbarer Hand geöffnet sprang die Thür auf und wir traten in eine weite Hausflur, die an und für sich schon sehenswerth war. In jeder der vier Ecken stand ein riesiges Pferd und auf jedem Gaul saß ein vollständig gewappneter Ritter, mit Schild und Speer. An den Wänden hingen riesige Gemälde, dazwischen Trophäen von alten Waffen auf das Seltsamste und Barockste arrangirt.

Friederike Goßmann fuhr sofort auf eine dieser Trophäen los! „Da ist ja ein Streitkolben, wie ich ihn für Toni gebrauche, den können wir gleich mit Beschlag belegen."

„Herr Pickert hat jedenfalls noch mehrere oben, wir werden ihm sein schönes Arrangement nicht stören dürfen," tröstete ich. „Aber sehen Sie doch, gnädige Frau, diese eigenthümliche Trophäe, das scheint nach Blut zu riechen."

Zwei riesige Henkerbeile kreuzten sich an der Wand, dar-

über legten sich drei große breite Schwerter, ich hätte sie sofort als Scharfrichter-Schwerter erkannt, auch wenn sie ihre verhängnisvollen Devisen nicht getragen hätten, die Form war eine zu eigenthümliche, nicht zu verkennende.

Zwischen durch hingen Stricke, jedenfalls Henkersschlingen, allerlei Folterinstrumente und das Ganze wurde geschlossen durch zwei sogenannte Häschereisen, Halsringe, inwendig stachelig, an langen Stangen mit einer Feder zum Zuklappen versehen.

Während wir so dastanden und die seltsame Trophäe bewunderten, war ein blonder Herr mit scharfmarkirten Zügen erschienen, der junge Pickert, beiläufig einer der intelligentesten und gebildetsten der jetzt lebenden Antiquare.

Ich stellte ihn der Künstlerin vor und es leuchtete ordentlich in seinem Gesicht, als er den Namen Friederike Goßmann hörte, denn er war ein großer Verehrer der gefeierten Schauspielerin und ließ keinen Abend ihres längeren Gastspieles aus.

Wir stiegen eine Treppe, um auf dem ersten Absatz schon wieder stehen zu bleiben. Da war eine Figur in Lebensgröße, eine ehrsame Nürnberger Bürgersfrau aus dem vorvorigen Jahrhundert darstellend. Von der Flitterhaube bis zur Schuhsohle herunter war der Anzug echt und diese kleidsame und doch originelle Tracht amüsirte die Künstlerin ungemein.

Sie hätte sich jedenfalls noch mehr amüsirt, wenn sie das Geheimnis der Figur gekannt hätte. Es lassen sich nämlich die Röcke derselben vorn auseinanderschlagen und dann ist die ganze Figur voller kleiner Schiebladen und Behälter; höchst merkwürdig und drollig ist es anzusehen, wenn an allen möglichen und unmöglichen Orten immer noch ein neuer Schubkasten, ein neuer Behälter aufgeht. Für gewöhnlich wird das Innere der Nürnbergerin aber nicht gezeigt und nur die Wenigsten, nähere Bekannte und Freunde des jungen Antiquars, wissen darum.

Die obere Hausflur ist nicht minder prachtvoll decorirt wie die untere. Oelgemälde, Holzfiguren, riesige Schränke mit prachtvoller Schnitzarbeit wechseln mit einander ab.

Wir treten in das erste Zimmer, da ist die Renaissance vertreten, da sind Schränke, Betpulte, Stühle, Kästchen und dergleichen, Alles in der bekannten schönen Arbeit der Renaissance. Friederike Goßmann entwickelt eine staunenswerthe Kenntnis dieser herrlichen Zeit und der Antiquar, der mit Vergnügen sieht, daß er verstanden wird und eine Kennerin vor sich hat, wird nicht müde, immer neue Sachen herbeizuschleppen, immer von Neuem wieder auf Schönes und Seltenes aufmerksam zu machen.

Dann bringt er auch ein großes Album, in dem sich alle Fremden einschreiben, die seine Sammlungen gesehen haben, es ist das auch wieder eine Sammlung, denn das Album zeigt die merkwürdigsten Autographen und unsere regierenden Fürstenhäuser sind ungemein zahlreich vertreten, denn wer war nicht in der alten deutschen Stadt, und wer in Nürnberg war, hat die weltberühmte Pickert'sche Sammlung gewiß besucht und bewundert.

Der Name der Künstlerin wurde in den bekannten seitwärts stehenden Charakteren rasch eingeschrieben und wir wanderten weiter. Das nächste Zimmer enthielt eine große Büchersammlung. Da waren Incunabeln in Masse, namentlich aber eine Masse von Manuscripten, Meßbüchern rc. mit prachtvollen Miniaturen.

Hier ging mir das Herz auf, aber als ich kaum ein paar von den riesigen Folianten durchgeblickt hatte, rief man schon nach mir und während ich die beiden Herrschaften noch im nächsten Zimmer glaubte, wo Holzfiguren, Altäre und dergleichen aufgespeichert lagen, waren sie schon weiter und mitten

in der Garderobe. So nannte Herr Pickert nämlich den Saal, wo es wirklich ziemlich aussah wie in einer Maskenleihanstalt. Rund herum an den Wänden hingen die buntesten Costüme in erschreckender Anzahl, alle aber streng nach der Zeit geordnet.

Die ganze Länge des Saales nahm eine Tafel ein und auf dieser Tafel befand sich eine ganze Armee von Schuhen aller Zeiten und aller Nationen. Dieser Schuhreichthum war wahrhaftig erdrückend.

„Was gäbe das für Novellenstoffe, die da in den Schuhen stecken," raunte mir der boshafte Antiquar zu. „Sehen Sie mal, welcher Schönen mögen diese reizenden, kleinen Schuhe da gehört haben" — er zeigte mir einen verblaßten Seidenschuh, der allerdings ungemein klein und zierlich mit besonderer Sorgfalt gestickt war — „oder wer mag unter diesem Sammtpantoffel einst geschmachtet haben."

„Den biderben ritterlichen Elegant sehe ich auch vor mir, wie er leibt und lebt, der diese Schnabelschuh getragen," sagte die Künstlerin.

„Und diese Mönchsandalen," warf ich ein, „wie sind sie durchgetragen. Ja, wenn diese Schuhe reden könnten, wer weiß, was für Geschichten wir zu hören bekämen."

„Es wäre immer dieselbe Komödie, dieselbe Geschichte, dasselbe Elend, verlassen Sie sich darauf," erwiederte der Antiquar; „ob ein paar Jahrhundert früher oder später, der Mensch war immer derselbe."

„Ei, wie, wie Sie erbittert sind, Herr Pickert, der glückliche Besitzer von so vielen schönen Sachen, sollte ganz anders vom Leben denken und in die Vergangenheit, die gerade ihn so reich beschenkt hat, viel fröhlicher zurückschauen," sagte die Künstlerin.

„Gnädige Frau, ich spiele jetzt die Komödie seit vierzig

Jahren mit, da macht man Erfahrungen, zumal wenn man seine Sachen so mühsam in Nord und Süd und Ost und West zusammensuchen muß, und das ganze Jahr unterwegs ist. Da lernt man die Gegenwart sattsam kennen, was aber die Vergangenheit anbelangt, so brauche ich nicht selbst zu reden. Da sehen Sie z. B. diesen Hirschfänger hier — er ging in ein Nebenzimmer, um ihn zu holen. — An dem Hirschfänger ist gar nichts Merkwürdiges außer der Scheide und die ist weiß, was auch zuweilen vorkommen mag; Hirschfängerscheiden aus allen möglichen Stoffen haben Sie gewiß in Menge gesehen, aber eine Scheide aus Menschenhaut, wie diese hier, gewiß noch nicht."

„Aus Menschenhaut?" riefen die Künstlerin und ich erschrocken.

„Es ist zwar nur das Fell eines armen Teufels von Wilddiebes, dient aber doch seltsam zur Illustration meiner ersten Behauptung; denn ein unmittelbarer Reichsgraf, der seinen Wilddieb erst hinrichten und ihm dann das Fell über die Ohren ziehen läßt, um sich ein paar Hosen draus machen zu lassen, ist doch ganz gewiß eine arge Bestie."

„Wer war denn dieser nette Reichsgraf?" fragte die Künstlerin.

„Ein Graf von Erbach, der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts im Odenwald hauste, gnädige Frau."

„Er soll die fraglichen Hosen aus Wilddiebleder wirklich eine Zeitlang getragen haben. Später wurden aus diesen Hosen Hirschfängerscheiden für jeden gräflichen Jäger gemacht, und einen dieser Hirschfänger habe ich für meine Sammlung, als ein gewiß ganz interessantes Stück, acquiriren können. Ist nun das nicht bereits genug, gnädige Frau, für meine Behauptung,

oder soll ich Ihnen noch mehr zeigen? Wollen wir gleich die Folterinstrumente sehen?"

„Für die Vergangenheit schon, Herr Pickert, aber nicht für die Gegenwart. Heutzutage zieht man keinem Wilddieb mehr die Haut ab, um sich ein paar Beinkleider oder Hirschfängerscheiden davon machen zu lassen."

„Ganz recht, den Wilddieben zieht man freilich die Haut nicht mehr ab, da käme nichts dabei heraus. Wenn man aber einem armen Teufel von Gewerbsmann, der nothwendig Geld braucht, 50 Procent und mehr abnimmt, wie nennt man das, gnädige Frau? Da sagt man freilich, das ist ein Privatier, der von seinen Zinsen lebt."

Ich hatte inzwischen die Waffe in die Hand genommen und mir so meine eigenen Gedanken über die schöne weiße glatte Scheide gemacht, auf deren Oberfläche die Poren, mit denen der arme Wilddieb einst geathmet, noch ganz deutlich sichtbar waren. Da mir aber die beiden Herrschaften in ein sociales Gespräch zu verfallen schienen, dessen Dauer vorher gar nicht zu berechnen war, so trat ich dazwischen und bat, ob wir nicht ein Zimmer weiter gehen wollten.

Wir traten, trotzdem die Künstlerin noch sehnsüchtige Blicke auf die Costüme warf, doch ins nächste Zimmer und fanden daselbst ein brillantes, chinesisches Cabinet. Von dem riesigen Gong aus Kupfer angefangen bis zur Schmucknadel herunter waren hier alle Gegenstände eines chinesischen Haushaltes in reichster Fülle vertreten, namentlich war auch eine vorzügliche Auswahl von schönem Porcellan und Fächern vorhanden.

Da war Friederike Goßmann in ihrem Element. Mit Feuereifer ging sie über die Sammlung und jedes Stückchen wurde genau betrachtet, manches bei Seite gelegt und gekauft.

Ich kannte die einzelnen Sachen schon, da es nicht das erste Mal war, daß ich die Pickert'sche Sammlung besuchte. So trat ich inzwischen zum Gong hin, nahm den großen Schlägel und ließ die Kupferplatte leise vibriren. Es hat dieses wilde barbarische Instrument für mich einen eignen Reiz und sein Klang regt mich seltsam wohlthuend auf und an, ähnlich, wie die wilden Thiere einer Menagerie, die ja auch durch das Erklingen des Gong zur Munterkeit aufgestachelt werden.

„Um Gotteswillen, so hören Sie doch mit ihrer barbarischen Musik auf, mir schwingen ja alle Nerven mit."

„Recht gerne, gnädige Frau, aber nicht eher, eher wir nicht um ein Zimmer weiter gegangen sind. Sie vergessen über die Chinoiserien ganz, daß wir meine Frau noch abholen wollen und daß uns der Baron zum Thee erwartet. Wir können doch wahrhaftig nicht in China über Nacht bleiben, und zu sehen haben wir auch noch sehr viel." Dabei hieb ich aufs Neue auf das Gong ein, daß die Künstlerin sich erschrocken die beiden Ohren zuhielt.

„Sie sehen und hören, Herr Pickert, wie mich das Gong an meine Pflichten mahnt. Gehen wir also weiter."

Jetzt traten wir ins Waffenzimmer, das aber nur Gegenstände bis zum XVI. Jahrhundert enthielt; XVII. und XVIII. Jahrhundert trafen wir später.

Hier fand die Künstlerin auch das Ziel ihrer Wünsche, einen „Nibelungenhelm", wie sie sagte.

Es war allerdings eine Kopfbedeckung ähnlich der, in der namentlich der „grimme Hagen" auf unsern Theatern und Kupferstichen immer zu erscheinen pflegt, eine furchtbare Eisenhaube, mit großen, kunstreich getriebenen, eisernen Flügeln daran.

„Mein ist der Helm und mir gehört er zu." Damit nahm ich ihn und setzte ihn auf. Die alten Herren müssen aber riesige

Schädel gehabt haben, denn mir, dem sonst jeder Hut zu klein ist, fiel die ungeschlachte Eisenhaube über den Kopf herunter. Dabei hatte das Ding ein unangenehmes Gewicht.

„Da lobe ich mir denn doch meinen Panamahut. Das ist doch ein ganz anders Tragen," sagte ich und rieb mir die Stirne, die der Nibelungenhelm mir ganz wundgedrückt hatte.

„Nun denken Sie sich noch das andere Eisen dazu," entgegnete der Antiquar und stellte geschwind eine Rüstung zusammen — „und diesen ganzen Berg von Eisen hatte der Ritter an sich herumhängen, dann noch den Helm, die Lanze und den Schild. Es ist kaum zu glauben, daß Mann und Roß nicht unter der Last zusammenbrechen und da sollten sie sich nun frei darin bewegen, beschwert mit solcher Last sollte man „fröhlich" kämpfen, ich danke für die Fröhlichkeit."

„Pah, Ihr seid ein schmähliches Epigonengesindel, hätte ich in jenen Zeiten gelebt" — sagte die kleine Grille und richtete sich auf den Fußspitzen in die Höhe.

„Sie wünschen auch einen Streitkolben, gnädige Frau, hier ist einer," sagte der Antiquar.

Begierig griff die kleine, rosa behandschuhte Rechte darnach, ach, sie konnte das dicke Holz kaum umspannen und als die Künstlerin den Streitkolben in die Höhe heben wollte, mußte sie beide Hände dazu nehmen und da gings nicht recht.

„Schwächliches Epigonengesindel," brummte ich.

„Na, da schwingen Sie den Streitkolben, aber ordentlich," sagte sie und gab mir die Waffe.

Er war wirklich unangenehm schwer. Ich brachte den Streitkolben wohl recht gut in die Höhe und ließ die gestachelte Kugel an der Kette recht artig herumsausen, aber das mußte ich mir doch wohl eingestehen, daß ich für meine Person eine

Angriffs- und Vertheidigungswaffe leichter und bequemer gewünscht hätte.

„Jetzt brauche ich noch einen Brustharnisch, einen Schild, ein großes Schwert und allenfalls auch noch ein paar Eisenschuhe.“

„Mein Gott, gnädige Frau, wollen Sie denn eine alte Ruine wieder füllen, die Sachen kosten ja ein unbändiges Geld,“ raunte ich ihr leise zu.

„Es ist für den Toni und das kömmt Alles in unser Grillenhaus nach Gmunden. Toni richtet sich da ein altdeutsches Zimmer ein und da muß ich auch dazu beisteuern. Es wird sehr hübsch und Sie werden es ja selbst sehen, wenn es anders wahr ist, daß Sie noch den Herbst kommen.“

Inzwischen hatte Herr Pickert die verlangten Sachen hergesucht und seine Rechnung gemacht, ich fand sie im Verhältnis zu der gelieferten Waare auffallend mäßig, behielt aber jeden Gedanken darüber für mich.

Wir kamen dann durch einen langen Gang, in dem die Waffensammlung der späteren Jahrhunderte aufbewahrt wurde.

Ach, da fiel das Auge begehrlich auf so manche herrliche Klinge, auf so manchen prächtigen Dolch; vorüber, vorüber.

Dann kamen wir in einen andern Theil des Hauses und durchwanderten wieder unzählige Räume. Da gab's Zimmer, in denen nichts als Schlösser waren, mit den dazu gehörigen Schlüsseln. Ein Zimmer mit lauter Miniaturen, eins mit Schnitzarbeiten, eins mit Gemälden und so fort.

Immer aufs Neue trieb ich zum Gehen. Immer aufs Neue führte uns Herr Pickert in andere Zimmer, die mit den merkwürdigsten und interessantesten Gegenständen gefüllt waren.

Endlich, endlich kamen wir zum letzten, zum Glanzstück

des Hauses. Das war ein großer prachtvoller Saal, Rococo mit wunderbaren Stuccaturen; hierher hatte sich das ganze vorige Jahrhundert geflüchtet und der Zopf war in einer Weise vertreten, wie man sie selten so wieder antreffen dürfte. Es gingen ein paar Stufen herunter in den Saal und so konnte man von Oben den ganzen, vollen Anblick des eben so schön arrangirten, wie sich ungemein reich und geschmackvoll darstellenden Ensembles genießen.

Ich stand da in Betrachtung verloren, dann fiel mein Blick auf den Antiquar, auf den Besitzer dieses ganzen Reichthums, dessen Schätzung wohl sehr schwer sein dürfte, der aber immerhin bedeutende Summen repräsentirt.

Der junge Pickert blickte leuchtenden Auges hinunter in den Saal, man sah's ihm an — er hatte Verständnis für Alles und kein Jahrhundert war ihm verschlossen.

Schweren Herzens trennten wir uns von all' dem Schönen, das wir in so reicher Fülle in dem alten Nürnbergerhause gefunden und eilten zu mir, um meine Frau abzuholen.

Dort fanden wir auch den Baron schon, der uns längst mit Ungeduld erwartete.

Baron von Prokesch war Hauptmann in der k. k. Armee und hatte eine glänzende Carrière vor sich, als er seinen Abschied nahm, um dem Hofburgtheater seine geliebteste und gefeiertste Schauspielerin zu entführen und sich mit Friederike Goßmann zu verehelichen.

Von Prokesch ist der würdige Sohn seines genialen Vaters. Talentvoll, sehr unterrichtet, großer Clavierspieler, Componist mit vielem Erfolg, hat er sich neuerdings auch im Drama versucht und ein Stück geschrieben, das vielen Anklang gefunden.

Dabei ist er durch und durch ein liebenswürdiger Mensch und behandelt seine kleine Grille, die oft genug die curiosesten Grillen

haben mag, mit wahrhaft rührender Liebe. Dafür hält sie aber auch unendlich viel von ihm, erst kommt der Toni, dann ihre Kinder, dann das Theater und erst lange nachher alles Uebrige.

Diese beiden hochbegabten Naturen, die sich da so plötzlich zusammengefunden haben, führen ein merkwürdiges Nomadenleben. Das ganze Jahr hindurch sind sie auf der Eisenbahn oder im Hotel. Beständig unterwegs, beständig ohne Rast und Ruh, die kleine Grille kann das Komödiespielen nicht lassen. Ich glaube, sie würde aufhören zu leben, wenn sie aufhören müßte zu spielen.

Nur sechs bis acht Wochen im Jahre haben sie für sich behalten, da gehts nach Gmunden ins Grillenhaus, was ihr der Baron gekauft und geschenkt hat und da lebt man nur sich und der Freiheit. Da wird im herrlichen Traunsee geschwommen, da durchfliegt man seine grünen Wasser auf schnellem Schiff. O, die kleine Grille weiß zwar keinen Streitkolben, wohl aber das Ruder in kundiger Hand zu führen.

Und dieselbe kleine, weiße Hand versteht den wildesten Gaul zu bändigen und den Stutzen zu führen, wie nur Eine. Auf der Bühne hat Friederike Goßmann nie einen Bock geschossen, im Gebirge schon viele.

Im Grillenhaus ist nun Alles zusammengebracht, was diese beiden reichen Leben an Erinnerungen haben.

Wie er seine altdeutschen Zimmer hat, in denen er seine Schätze, seine Waffen, seine Autographen aufbewahrt, so hat sie ihr eignes Grillenzimmer, in dem sie all' und jede Erinnerung an vergangene Triumphe birgt.

Es soll sehr nett arrangirt sein dieß Zimmer. Da hängen die Massen von Porträts in verschiedenen Rollen, da hängen die Kränze und Bouquets, alle längst verdorrt, aber jeder einzelne genau mit seinem Zettel versehen, auf dem das

Nöthige notirt ist, um das Gedächtnis wieder aufzufrischen. Da werden alle die Theaterzettel aufbewahrt, auf denen der Name der kleinen Grille steht, hier sind alle die mehr oder weniger kostbaren, mehr oder weniger sinnreichen Geschenke aufgestellt, die sie von ihren Freunden erhalten.

So hat sie sich einen reizenden Tempel der Erinnerung geschaffen, an dem sie jetzt schon mit ganzer Seele hängt, jetzt wo sie noch mit voller Jugendkraft schafft und wirkt, der ihr alsdann erst recht theuer und werth sein wird, wenn sie nach einem langen, reichen Leben sich von der Oeffentlichkeit zurückziehend, ausruht auf ihren Lorbeeren und dann die Blicke rückwärts wendet. —

Wir gingen miteinander in den „Strauß," wo das Ehepaar logirte. Hier trafen wir in der Hausflur die Bonne mit dem kleinen Mädchen der Künstlerin und nun wurde der Magd das Kind abgenommen und die kleine Grille war ganz Mutter. Die beiden Damen hätschelten das Kind, der Kellner arrangirte den Theetisch und der Baron zeigte mir indeß mit großer Genugthuung die Ausbeute einer gestrigen Razzia auf unserm interessanten Nürnberger Trödelmarkt. Er schwärmte nämlich nicht allein für Waffen und Autographen, sondern auch für Schnitzereien, alte Porträts, Gobelins und namentlich auch für Krüge, für Krüge ganz besonders. Ich konnte ihm alle seine Liebhabereien verzeihen, ja ich theilte dieselben sogar fast alle — aber wie man für diese alten, meist plumpen Steingutkrüge, für diese häßlichen, alten Gläser schwärmen kann, das habe ich nie verstanden. Er hatte eilf alte Krüge auf dem Trödelmarkt erwischt und war darüber sehr vergnügt. Indem er mir nun mit Triumph namentlich ein unförmliches, dickes, altes Gefäß zeigte, auf dem sich ein höchst derber und seltsamer Trinkspruch befand und indem ich mich bemühte, dem abscheulichen alten

Krug ein besonderes Interesse abzugewinnen, wurden wir zum Thee gerufen.

Das Kind war seiner Bonne zurückgegeben, und mit dieser in entferntere Gemächer verschwunden.

Der Theetisch war sehr nett arrangirt und als nach so und so vielen Butterbrötchen die kleine Grille uns Herren selbst die Cigarren herbrachte, da wurde die Sache sehr gemüthlich und wir überließen uns in aller Harmlosigkeit den unschuldigen Freuden eines recht ausgiebigen Theaterklatsches.

Da wurde ich wieder mit Manchem auf dem Laufenden gebracht, ich konnte auch aus dem Schatze meiner Erfahrungen Manches auftischen, was den Gästen neu war.

Was ich schön fand, das fand die kleine Grille sicherlich abscheulich, und was mir unleidlich war, das wurde von ihr gewiß in den Himmel gehoben; meine Frau, die dem Theater fernesteht und sich Gott sei Dank mehr um ihre Kinder und ihr Haus als um die deutsche Bühne kümmert, hörte doch mit Interesse zu und der Baron warf hin und wieder ein kluges, gutes Wort dazwischen und versöhnte die Parteien, wenn die Gegensätze gar zu grell auf einander platzten. Kurzum, es war sehr gemüthlich, anregend und interessant.

„Mit Ihnen werde ich im Leben nicht fertig," rief endlich die kleine Grille und sprang unmuthig auf.

„Ich mit Ihnen auch nicht, gnädige Frau. Gnade Gott Demjenigen, der in Ihre Hände fällt und dem Sie so mitspielen, wie mir diesen Abend. Ich bin selbst sehr erstaunt, noch so viel von Ruhe in mir zu finden."

„Das mußt Du aber doch sagen, Toni, daß er angefangen, daß er ein ganz unausstehlicher Streithammel ist."

„Ein, was? gnädige Frau."

„Ein Streithammel, habe ich gesagt und dabei bleibe ich. Sie glauben, Sie kommen mit Ihren Paradoxen überall durch, aber bei mir nicht, bei mir ganz gewiß nicht.“

„Nun, nun,“ beruhigte ihr Mann, „vertragt Euch doch mit einander. Wir wollen inzwischen das lindernde Oel der Musik auf die brandenden Wogen Eurer streitenden Gemüther gießen.“

Damit trat er zum Pianino und präludirte mit kundiger Hand.

Augenblicklich war sie an seiner Seite.

So sind sie photographirt worden für ihre engeren Bekannten. Er sitzt vor dem Pianino und hat die Hände auf den Tasten. Das Gesicht ist ganz Profil: ein schöner, energisch umrissener Kopf, kurzes schwarzes Haar, tiefliegende Augen, starker, schwarzer Schnurbart. Sie steht hinter ihm, hat den einen Arm um seine Schulter geschlungen und schaut sehr ernsthaft auf ihn hinunter, für Friederike Goßmann fast zu ernsthaft. Ihr reizendes Köpfchen ist ja bekannt genug, als daß ich's noch beschreiben sollte und ich wäre auch auf die Karte nicht mehr zurückgekommen, wenn dieselbe nicht einmal die besten Porträts der beiden Gatten böte und zum andern die Situation, in der sie photographirt sind, eine ebenso einfache als schöne und wahre wäre, die für mich zugleich eine der angenehmsten Erinnerungen bildet.

Der Baron ging in eine einfache Melodie über und Friederike Goßmann sang, sang allerliebst. Es war ein kleines Liedchen, das ich sofort wieder erkannte, da wir es hatten in der Elementarschule einstens auswendig lernen müssen. „Vom Bäumchen, das andere Blätter gewollt hat.“

Baron Prokesch hatte die anspruchslosen Verse in eine sinnige Melodie gekleidet und Friederike Goßmann wußte die

unendlich einfachen Kindergeschichten mit solch' drolliger Anmuth, mit so herziger Naivität und zugleich mit einem zwar kleinen, aber so frischen Stimmchen vorzutragen, daß meine Frau und ich als Publicum wie wahnsinnig applaudirten.

Da soll nun Eine herkommen von unsern pretiösen Theaterprinzessinnen und soll ihr das kleine Liedchen nachsingen!

Das ging nun eine gute Weile so fort, Friederike Goßmann war ebenso unermüdlich, wie wir unverschämt und allemal baten wir: „noch Eins gnädige Frau," wenn sie aufgehört und allemal entsprach sie freundlich unseren Bitten.

Und erst der Baron, wie leuchteten seine Augen, als er seine kleine Frau begleitete und sie so fest aus seinen Noten sang.

Man sah, wie mächtig die Musik in ihm lebte und wie das Schicksal, das ihm eine Frau gab, die ihm da vollverständig an die Seite trat, ihm freundlich und hold gewesen war.

Sie schleuderte plötzlich mit heller Stimme den Refrain eines französischen Chansonnets uns entgegen.

„Jetzt gehen wir also nach Frankreich, ich meine, wir hätten ganz gut in Deutschland bleiben können," sagte er seufzend.

„Ich sing' sie halt gar so gern, Toni, Du weißt's und Du begleitest mich, gelt?" dabei bog sie sich schmeichelnd zu ihm herunter.

Statt aller Antwort griff er auf's Neue in die Tasten und die Melodie eines damals in ganz Frankreich coursirenden Liedes erklang, sie fiel sofort ein. Ich hatte gerade das Lied in Genf sehr häufig gehört und bewunderte den schönen Accent und die echt französische Art und Weise, mit der es vorgetragen wurde.

Dann sang sie eine Menge von den bekannten Beranger'schen Sachen, bis er endlich aufsprang und sagte: „Jetzt ist's genug," obwol wir Alle gern noch mehr gehört.

Wie wir nun an unsern Theetisch zurückkehrten, wiederholte sie den Refrain des letzten Liedes und brach in ein helles fröhliches Gelächer aus: „Weißt Du nimmer Toni, das sang ja Adelaide auch, la belle Adelaide in der Maison dorée und jedes Mal beim: Bonjour Monsieur le Comte warf sie dem armen Grafen Orangenschalen an seine Nase und der machte ein so unendlich tragikomisches Gesicht!"

Dem Baron mußte die Sache in der Erinnerung weniger komisch vorkommen. Er ging nur sehr gezwungen auf das helle Gelächter seiner Frau ein und machte eine Menge von Zeichen, deren Bedeutung jedenfalls nur die sein konnte:

„Ich bitte Dich, schweig' mir von der Geschichte."

„All' Dein Telegraphiren hilft Dir nichts, Toni, die Geschichte ist zu gut und wenn Du sie nicht erzählst, so erzähl' ich sie, dann aber noch eine dazu, Du weißt, die vom König."

„Um Gottes Willen, nur die nicht," fiel er lebhaft ein, „ich will ja Alles thun, was Du willst, aber die Geschichte darfst Du mir nicht erzählen."

„Na, dann rück heraus mit meinen Freundinnen Adelaide und Heloise, der Blonden, erzähle von unsern Schandthaten in der maison dorée, ich helfe Dir schon, wenn Dir nichts mehr einfällt."

„Ohne Frage, die Geschichte hat mich zu viel Geld gekostet als daß ich sie je vergessen könnte. Daß meine Frau ein sehr eigenthümliches Persönchen ist" fuhr er zu uns gewendet fort, „darüber denke ich, brauche ich kein Wort zu verlieren. Sie werden die 1000 Geschichten kennen, die sie in Wien geliefert hat und die sie fort und fort noch verübt."

„Toni, Du mußt Dir das leidige Uebertreiben abgewöhnen,“ fiel sie ein, „ich habe weder tausend und eine Geschichte in Wien geliefert, noch liefere ich tagtäglich neue. Im Gegentheil, ich bin, seitdem ich mich mit Dir abscheulichem Menschen verheiratet habe, gerade so hausbacken langweilig wie jede andere Frau.“

„Bitte, gnädige Frau, es gibt auch eine Mittelstraße, es gibt viele Frauen, die niemals Geschichten liefern und doch nicht hausbacken langweilig sind, wie zum Beispiel die meine.“

„Wie können Sie das auf sich beziehen? Einmal wissen Sie gar nicht, ob Ihre Frau nicht auch Geschichten geliefert hat oder solche noch liefern wird, sie wird Ihnen auch nicht Alles auf die Nase binden und dann finde ich es sehr sonderbar, überhaupt so etwas gleich auf sich zu beziehen, nicht wahr?“ dabei flog sie auf meine Frau zu und diese gab lachend ihre Zustimmung.

„Na, eine Mehlmesser-Pepi hat Frau D. sicherlich nie gemacht,“ brummte der Baron; „wenn Ihr mir aber fortwährend dazwischen kommt, so schweige ich lieber ganz und behalte die Geschichte für mich.“

„Nein, nein, Du mußt erzählen, Toni; sonst fang' ich an.“

„Wir waren also in Paris,“ fuhr er fort, „und waren sehr vergnügt dort. Ich hatte einen alten Jugendfreund wieder gefunden, einen Attachée unserer Gesandtschaft, der schon längere Zeit in Paris war und die Weltstadt durch und durch kannte. Mit dem fuhren wir den ganzen Tag herum, sahen Alles, was zu sehen war und studirten Abends die Theater, eines nach dem andern auf das Sorgfältigste.

Nun hatte Friederike mich schon längere Zeit mit einem Wunsch gequält, den ich immer noch Anstand nahm, ihn zu erfüllen. Sie hatte viel gehört und gelesen von der Loretten-

und Grisetten-Wirthschaft, und neugierig, wie sie ist, wollte sie sich auch das bei Lichte ansehen. Fleur de Marie und Margarethe Gautier spukten in ihrem tollen Köpfchen zu gleicher Zeit und sie wollte irgend etwas erleben, was? das wußte sie selbst gar nicht einmal, mir aber suchte sie es auseinanderzusetzen und mich zu verführen, mit ihr in den Jardin mabille oder in die Closerie de lilas oder in sonst eines dieser bekannten Locale zu gehen, wo die demi monde und die quart monde vielfach verkehrt, um dort Studien zu machen.

Ich setzte indeß allen ihren Versuchen eine beharrliche Hartnäckigkeit im Abschlagen entgegen.

Da drehte sie die Sache anders. Sie steckte sich hinter meinen Jugendfreund, den Grafen von der österreichischen Gesandtschaft und hetzte mir den auf den Hals.

Und der ging leider mit Feuereifer auf ihre Ideen ein — ach, wie bitter hat er's hinterher bereut!

Es wurde also ein Souper in der maison dorée beschlossen. Der Graf nahm es über sich, die ganze Sache zu arrangiren und auch ein paar echte Vollblut-Grisetten herbeizuschaffen. Friederike sollte sich dem ähnlich costumiren, sie spricht französisch wie eine Pariserin und so konnte die Sache sich machen.

Friederike machte noch einige schüchterne Andeutungen, daß sie auch noch einige Arthur's bei dem Souper zugezogen wünsche, damit die Sache ihren natürlichen Anstrich habe, wurde aber von uns Beiden so entschieden überstimmt, daß sie auf diesen Wunsch resignirte.

Wir calculirten aber einfach so: Ein paar Mädchen halten wir beiden Männer ganz gut im Zaum, sind aber Herren dabei, die wir nicht kennen, so wissen wir unmöglich, wie weit die Geschichte ausarten kann.

Genug, der Abend kam. Friederike hatte sich eigens angezogen — jeder Zoll Grisette. Wir sahen zuvor einige Stücke in den Delassements comiques — dem bekannten Theater, wo sich unser Freund mit seinen beiden Grisetten ein Rendezvous gegeben. Die beiden jungen Damen stellten sich auch wirklich ein und wir fuhren mit einander ins maison dorée, wo ich schon vorher für ein Zimmer und für das Souper gesorgt hatte.

Das Essen war vortrefflich, wir tranken zuerst einen einfachen Beaujolais dazu und waren sehr vergnügt miteinander. Friederike spielte die Einfalt vom Lande und hatte sich als Elsasserin vorgestellt, die erst seit einigen Monaten in Paris sei.

Sie machte das ganz vortrefflich und es wäre Alles in schönster Harmonie abgelaufen, wenn nicht unser Freund von der österreichischen Gesandtschaft die Unvorsichtigkeit gehabt und deutsch zu meiner Frau gesagt hätte:

„Nicht wahr, gnädige Frau, die Mädchen sind allerliebst und so bescheiden und decent. Haben Sie sich derartige Mädchen so vorgestellt?"

Im selben Moment sah ich, wie die Augen der mir gegenüber sitzenden Adelaide zornig aufleuchteten. Kein Zweifel, das Mädchen verstand deutsch und der Graf hatte eine große Dummheit begangen. Sie sprach ein paar Worte zu Mademoiselle Nini und Beide verließen das Zimmer.

Ich theilte dem Grafen meine Entdeckung mit, er war aber wenig dadurch gerührt und meinte kühl:

„Nun, was ist's nachher? Wir werden doch mit zwei Mädchen fertig werden können?"

Inzwischen waren diese wieder hereingetreten und setzten sich unbefangen nieder. Mir fiel ein Stein vom Herzen, vielleicht hatte ich mich dennoch geirrt.

Wir kamen zum Dessert und der Kellner wurde gerufen.

„Bitte, bringen Sie den Champagner, den ich habe frappiren lassen."

Der Champagner war ganz vortrefflich frappirt und schmeckte mir. Dieß schien bei Fräulein Nini weniger der Fall zu sein, denn kaum hatte sie das Glas angesetzt, so sprudelte sie schon den ganzen Wein derartig über den Tisch und den Grafen, daß dieser entsetzt in die Höhe sprang und sofort mit der Serviette sich zu reinigen begann.

Dabei lachte das Mädchen, daß ihr die Thränen kamen.

Der Graf schnitt ein bitterböses Gesicht, nichtsdestoweniger nahm er die Weinkarte, um für die, wie es schien, im Champagner sehr wählerische Fräulein Nini eine andere Sorte zu bestellen.

„Mais mon cher laissez donc, vous ne connaissez pas nos grands vins de Champagne; je veux choisir moi-même!"

Dabei riß Adelaide ihm die Weinkarte aus der Hand.

Der Graf, der schon bei dem „mon cher" ganz gewaltig gestutzt hatte, war ganz erstaunt ob dieses ungenirten Benehmens.

Inzwischen war der Kellner wieder erschienen und Mademoiselle commandirte sehr kurz und bündig: „demi-douzaine bouteilles!" einer Sorte, die mir dem Werth nach ganz unbekannt war, ich hatte sie nie getrunken, wohl aber hatte ich den fabelhaften Preis gesehen, sie standen mit zwanzig Francs die Bouteille auf der Karte. Der Graf mußte den Preis ebenfalls auf dem Preiscourant gelesen haben, er sah mich, ich sah ihn an. Ich zuckte die Achseln. Mir war's jetzt sonnenklar, daß Adelaide den Grafen verstanden und die beiden Mädchen sich draußen wider uns verschworen hatten; aber ich glaubte, mit der theueren Champagner-Bestellung sei Alles abgemacht. Wie

sehr hatte ich mich getäuscht! Der Wein kam, er war wirklich vortrefflich und zwei Flaschen waren im Umsehen geleert. Jetzt wurden die Mädchen fideler und schlugen vor, man solle singen. Ich setzte mich ans Pianino und Mademoiselle Adelaide sang das Lied, das meine Frau eben gesungen. Ich will nicht gerade sagen, daß sie es besser sang, aber jedenfalls lebendiger und dramatischer.

„Ist nicht möglich," fiel ich ein.

„Das werde ich Ihnen gleich beweisen. Sie brachte nämlich eine Nuance darin an, die meine Frau weggelassen. Denken Sie sich die Scene so: Meine Frau, der Graf und Mademoiselle Nini hatten ihre Stühle umgedreht, so daß sie etwas vom Pianino entfernt saßen. Beim ersten Refrain: „Bon jour, Monsieur le Comte," machte das übermüthige Mädchen eine tiefe Verbeugung gegen den Grafen und warf ihm im selben Momente ein großes Stück Orangenschale an den Kopf.

Der fuhr bitterböse in die Höhe, aber schon sang Adelaide ihren zweiten Vers und that, als ob gar nichts vorgefallen sei.

Wieder Refrain, wieder Verbeugung, wieder der ominöse Wurf mit der Orangenschale, ebenso unerwartet als treffend.

Und so ging das das ganze Lied durch. Der Graf, der sehr viel auf seine persönliche Würde hielt, war ernstlich aufgebracht und ich hatte alles Mögliche zu thun, um ihn zu beruhigen.

Noch besser gelang dieß aber der Hexe, der Nini, die wirklich ein allerliebstes Mädchen und gegen die sonstige Gewohnheit der Pariserinnen frisch und blühend war.

Sie rückte ihren Stuhl zum Grafen hin und legte sich mit einer blitzschnellen Bewegung dem Grafen in den Schooß. Der schien Anfangs sehr gesonnen zu sein, die unerwartete Last abzuschütteln, aber das Mädchen blickte von Unten so reizend

auf und hatte sich so innig an seine Brust geschmiegt. Ihre frischen, rosigen Lippen leuchteten ihm entgegen, ihre Augen schienen ihn ordentlich magnetisch anzuziehen. Er neigte den Kopf unwillkürlich vorwärts und küßte sie auf ihren, ihm duftig entgegen schwellenden Mund.

Adelaide hatte die Scene genau verfolgt und applaudirte lebhaft. Der Graf wollte in die Höhe fahren, aber es ging nicht, die Schlange hielt ihn fest.

Meine Frau fing an unruhig zu werden, ich ging zum Instrument und spielte eine Française. Da hatte ich aber Oel ins Feuer geschüttet. „Faut danser!“ riefen die Mädchen, rissen den Grafen in die Höhe, meine Frau tanzte mit ihm, die beiden Mädchen für sich. Die Française begann. Ich habe wenig davon gesehen, da ich spielen mußte, aber —“

„Es war wirklich abscheulich und doch im hohen Grade interessant, wie die Mädchen getanzt haben,“ fiel die Künstlerin ein.

„Da sah' ich nun zum erstenmale den wirklichen, veritabeln Cancan, von dem ich schon so viel gehört hatte und ich muß sagen, ich begreife jetzt recht gut, weshalb immer sergeants de ville zugegen sind, um diese Tänze nicht ausarten zu lassen. Namentlich war Mademoiselle Nini groß, ihre Fußspitze befand sich immer in der Höhe der Nase des Grafen, der mehr als einmal erschrocken zurückfuhr bei diesen mehr als gewagten Pas. Ich war froh, als die Française zu Ende war und Toni konnte gar nicht begreifen, weshalb ich immerfort rief: „schneller, schneller.“ —

„Es war zuletzt ein wahrer Teufelsgalop, den ich spielte, da ich ihrem „schneller, schneller“ doch Folge leistete. Genug, der Tanz war aus. Die Damen hatten sich sehr echauffirt und es ging mit verdoppelten Kräften über den Champagner her. Mademoiselle Nini hatte sich ihren alten Platz am Herzen des

Grafen wieder ausgesucht und glich, das Glas in der Hand, ganz einer prächtigen Bacchantin. Mademoiselle Adelaide sagte leicht gähnend: Ah, comme je suis échauffée und legte die Beine auf den Tisch, um sich auf dem Stuhl hin und her zu wiegen."

Es waren allerdings ein paar prächtige Beine und reizend chaussirt, das muß wahr sein, aber auf dem Tisch hatten sie doch nichts zu thun. Jetzt wurde ich böse, die Mädchen hatten es entschieden darauf abgesehen, uns zu foppen. Direct wagten sie sich an mich nicht heran und hatten mich deshalb eigentlich bis jetzt verschont, während der Graf ihnen speciell als Opfer heimgefallen. Ich wollte deshalb auch dem Unwesen steuern und bat Mademoiselle Adelaide ganz freundlich und höflich, sie möge ihre Füße vom Tisch nehmen, es sei das nicht der richtige Platz dafür.

Sie schaut mich groß und erstaunt an, ein kleiner Ruck mit dem Stuhl, die weißen Strümpfe verschwinden allerdings vom Tisch, finden sich aber auf meinem Schooß wieder, und dabei lacht das Mädchen wie toll. Man konnte ihr nicht grollen, man konnte nicht böse sein!

„Er hat sich's ganz gut gefallen lassen, daß ihm Mademoiselle Adelaide ihre netten Stiefelchen auf den Schooß legte, auf den Tisch durfte sie sie freilich nicht legen."

Der Baron überhörte den Einwurf seiner Frau und fuhr weiter fort: „Ich weiß nicht mehr, wie es eigentlich geschah, aber plötzlich erschien Mademoiselle Adelaide am Instrument und spielte eine tolle Melodie und im selben Moment riß sich Nini von ihrem Grafen los und sprang auf den Tisch."

„Auf den Tisch?" fragte meine Frau erstaunt.

„Mitten zwischen all' die Flaschen, Teller und Geschirre hinein, meine Gnädige, und da fing sie an zu tanzen. Mein Gott, was für ein Tanz war das! Weißt Du noch?"

Die Künstlerin nickte schweigend.

Bei alledem hatte das Mädchen eine merkwürdige Geschicklichkeit, zwischen der Unmasse von Porcellain und Glas tanzte sie durch, ohne etwas zu zerbrechen und doch nahm Adelaide am Clavier ein immer schnelleres Tempo, zuletzt ein wahres Furioso. Da endlich zerbrach ein Teller und nun schien es, als ob der lebendige Satan in die kleine Nini gefahren wäre.

Mit ihren zarten Füßchen sprang sie in das Porcellain und Glas hinein wie toll und verrückt, Alles zu Scherben tretend und vom Tisch herunterwerfend. Adelaide spielte dabei immer fort, sang aber auch noch dazu und warf schließlich, als Nini vom Tisch heruntersprang, das nächst beste Glas direct in den großen Wandspiegel hinein, so daß dieser in tausend Scherben splitterte.

Meine Frau war voller Schrecken fortgelaufen als das Tohubohu begann, ich mußte ihr nach und fand sie bitterlich weinend im Gang stehen, sie zitterte an allen Gliedern. Dann brachte ich sie in einen Fiaker und schaute mich nach dem Grafen um, der saß wie auf den Trümmern Karthagos und konnte eigentlich noch immer nicht zu sich selbst kommen. Die beiden Mädchen waren verschwunden. Jetzt erst konnte ich so recht die Verwüstung übersehen, sie war gräßlich und mit Angst und Grauen dachte ich an's Bezahlen. Trotz des furchtbaren Lärmens, den die Mädchen gemacht, als sie ihre Berserkerwuth ausließen, war doch kein Kellner gekommen. Man ist an dergleichen in Paris schon gewöhnt, scheint es. Als wir schellten, erschien der Garçon sogleich und meinte, sanft lächelnd, „man schiene sehr vergnügt gewesen zu sein.“

Ja wohl, sehr vergnügt!

Wir baten um die Note. Er meinte, es sei Usus im Hause, daß man sogleich verificire, was eigentlich Alles

gebrochen sei und wenn es den Herren recht sei, wolle er gleich damit anfangen. Recht war es uns freilich nicht, weil uns die ganze Geschichte eben nicht recht war. Aber was halfs, die zarten Beine der kleinen Nini hatten auf der Tafel Alles zerstampft, da war kein Teller, keine Schüssel mehr ganz geblieben, die Hauptsache war aber der große Spiegel — kurzum, es kam ein nettes Sümmchen zusammen. Wir gaben unsere Karten ab und schickten am andern Tag das Geld. Der Graf thats nicht anders, wir trugen Jeder den bedeutenden Schaden zur Hälfte, obwol mir eigentlich die ganze Geschichte zur Last hätte fallen sollen, da lediglich die unselige Neugierde meiner Frau, „echte Pariser Grisetten zu sehen," die ganze Geschichte veranlaßt hatte."

„Und haben Sie Mademoiselle Adelaide und Nini nicht wieder gesehen?"

„Gott sei Dank, nein. Die Bekanntschaft war mir zu theuer. Friederike hat viele Geschichten geliefert; dieses Grisetten-Souper in Paris war aber jedenfalls die Kostspieligste.

„Nun, wir sind, Gott sei Dank, noch jung und können noch Vieles erleben."

„Nein, nein Toni, es war ganz gewiß der letzte dumme Streich, den ich gemacht. Ich geb' Dir meine Hand darauf!" rief die Künstlerin eifrig.

„Nun, die Herrschaften sind Zeuge. Wenn sie nicht Wort hält, schreibe ich's Ihnen," sagte der Baron.

„Wir sind Zeugen. Aber es ist spät geworden, wir müssen gehen."

„Noch ein Glas," bat die Künstlerin.

„Ja, noch ein Glas und zwar „auf baldiges fröhliches Wiedersehen!"

Ein Tag im Redactions-Bureau und ein Abend im Theater.

„Herr Doctor, Herr Doctor! Wachen Sie doch endlich auf. Der Herr Hofschauspieler Müller ist im Zimmer und will Sie sprechen.“

„Wenn der Herr Hofschauspieler doch wäre, wo der Pfeffer wächst! Er soll sich niedersetzen und warten, ich komme gleich!“ tönte es aus dem Bette zurück. Dr. Weiler erhob sich schleunigst, machte in aller Geschwindigkeit nöthige Toilette und trat in sein Wohnzimmer, um den wartenden Künstler zu empfangen.

„Was treibt Sie denn schon in aller Früh zu mir, Verehrtester? Die Nacht ist keines Menschen Freund.“

„Die Nacht? Was fällt Ihnen ein. Es ist ja gleich neun Uhr und jetzt im Hochsommer schon seit drei Uhr der schönste Sommertag. Stehen Sie allemal so spät auf, dann bedaure ich Sie um die herrlichen Stunden, die Sie so nutzlos vergeuden! Morgenstund hat Gold im Mund, Sie wissen!“

„Ihr Herren habt gut reden. Wenn Sie, wie ich, erst um zwölf Uhr, oft um ein Uhr Nachts vom Bureau kämen, so

würden Sie gewiß auch gern das Gold der Morgenstunden anderen Leuten überlassen. Was verschafft mir jedoch die Ehre Ihres wenn auch frühen, so doch immer angenehmen Besuches?"

„Sehen Sie, Herr Doctor, wie Sie wissen, gebe ich am Freitag den Wallenstein und da möchte ich gern Ihnen meine Auffassung dieser Rolle entwickeln, um Ihre Ansicht darüber zu hören."

„O weh, also darum Räuber und Mörder," seufzte der arme Journalist, setzt sich aber geduldig hin und läßt sich während des Caffeetrinkens den Wallenstein vormimen.

Der Schlag der neunten Stunde befreit das Opfer jedoch aus den Händen der Kunst; die Entschuldigung: „ich muß auf's Bureau" ist eine so stichhaltige, daß selbst die Liebenswürdigkeit eines Schauspielers nichts dagegen vermag. Die Kunst begleitet ihn indeß bis zu den der Presse geweihten Hallen und macht noch an der Thür einen jedoch glücklich parirten Versuch, die Literatur am Rockknopf festzuhalten.

Dr. Weiler tritt in die Redaction der „Ostzeitung" ein. An der Thüre befindet sich ein riesiges Placat: „Sprechstunde nur von drei bis vier Uhr Nachmittags. Besuche außer dieser Zeit werden nicht angenommen."

Noch waltet nur der Redactionsdiener im großen Zimmer, bemüht, eine Unzahl von Zeitungen zu sortiren und aufzuschneiden und die aufgeschnittenen an drei Tischen zu vertheilen.

Dr. Weiler setzt sich an seinen Tisch nieder, steckt eine Cigarre an und fängt an, eine Anzahl vor ihm liegender Briefe zu erbrechen und zu lesen. Der Berg von Zeitungen wächst indessen immer höher an.

Viele von den Briefen wandern in den Papierkorb, einige auf den Tisch des Redacteurs, andere in die eigene Brieftasche. Dann geht's tüchtig über die Zeitungen. Da füllt sich der

Papierkorb rasch, namentlich mit Provinzial-Zeitungen, bei denen nur hie und da eine Localnachricht roth angestrichen und bei Seite gelegt wird. Die größeren deutschen Journale bleiben vorläufig ruhig liegen und kommen erst an die Reihe, wenn das kleine Journalzeug vollständig aufgearbeitet worden ist.

Da brüllt auf einmal eine Stimme durchs Zimmer: „Können wir schon Manuscript haben?“ Dr. Weiler erhebt sich und antwortet durch das in die Druckerei hinunterführende Sprachrohr: „Der Herr Factor möge gefälligst heraufkommen.“

Der Herr Factor erscheint. Ein behaglicher, dicker Herr in den besten Jahren, seine Cigarre rauchend und sich sichtlich dieses Privilegiums, das außer den Redactions-Mitgliedern nur ihm, dem vielfach geschätzten und gebrauchten Verbindungsmitgliede zwischen den beiden feindlichen Lagern, Verlag und Redaction zusteht, erfreuend.

„Ich kann Ihnen einstweilen nur Feuilleton für's Morgenblatt und etwas Locales und Inneres geben, lieber Herr Factor, setzen Sie sich einen Augenblick!“

„Noch nichts England, noch nichts Frankreich, noch nichts Deutschland? Himmel, wie wird es da mit dem Abendblatt ausschauen, ich gebrauche noch viel.“

„Ja sehen Sie,“ sagte Weiler, „Hillerbach ist noch nicht da und der Alte scheint auch noch nicht aufgestanden und ich allein kann doch nicht —“

„Der Alte ist längst aufgestanden, Dr. Weiler, wahrscheinlich viel früher als Sie, Gelbschnabel,“ brummte eine tiefe Stimme aus der Thüre, die zum Innersten der Redaction führte. „Warten Sie ein Bissel, Herr Factor, sollen gleich noch Manuscript haben,“ setzte Dr. Hessenauer, der Redacteur en chef der „Ostzeitung,“ hinzu und begab sich majestätisch an seinen Schreibtisch.

Weiler steckte seinen Gelbschnabel lachend ein, begrüßte den alten Herrn, der offenbar schlechter Laune war, mit einem höchst fidelen „Guten Morgen“ und las seine Zeitungen ruhig fortrauchend weiter.

Abermals öffnete sich die Thüre und ein kleiner, quecksilberner Herr schoß wie außer Athem herein und nach kurzem „Guten Morgen“ sofort an seinen Schreibtisch, wo er schnell hinter den Falten seiner „Times“ verschwand. Das war Dr. Hillerbach, der Vater von England und Frankreich, so weit diese Staaten in das Bereich der Besprechungen der „Ostzeitung“ fielen. Die Erde war sehr schön vertheilt. Amerika, England und Frankreich und was drunter war auf der Landkarte gehörte Dr. Hillerbach; Deutschland, die nordischen Staaten und die anderen Welttheile, sowie die leitende Politik dem Haupt der Redaction. Inland, Locales, Feuilleton, Theater, Kunst und Literatur dem Dr. Weiler. Man sieht, jeder der Herren konnte sich nach Belieben ausdehnen.

Der Factor entfernte sich bald beladen mit Manuscript und jeder der drei Herren arbeitete schweigend eine geraume Zeit weiter.

Da erscholl vom Sprachrohr her die Nachricht: „Genug für's Abendblatt, bitte um den Leitartikel für's Morgenblatt.“

„Ja, was kochen wir heute, meine Herren, was kochen wir heute, das ist die Frage!“ fuhr Dr. Hillerbach, von seinem Stuhl in die Höhe, die Redaction mit großen Schritten messend.

„Könnten Sie morgen nicht einmal zur Abwechslung sagen, was braten wir heute, was braten wir heute, das ist die Frage?“ meinte Dr. Weiler, von seinen Zeitungen aufblickend, „das ewige Kochen wird nachgerade langweilig.“

„Da sehe mir einmal einer die junge Literatur an,“ kam der Redacteur en chef dem ergrimmten Vater Englands und

Frankreichs zur Hilfe. Dr. Weiler wird von Tag zu Tag üppiger, wenn wir ihm nicht die Flügel stutzen. Dafür soll er aber auch heute den Leitartikel schreiben, da hat er Raum für den Flügelschlag seiner freien Seele. Kommen Sie mal, Herr Dr. Weiler."

„Da möchte ich denn doch bitten, meine Herren, das ist ja mehr als Thierquälerei, ich habe bereits diese Woche vier Leitartikel geschrieben, einen schöner als den andern, und heute haben wir Freitag, wozu sind Sie denn da?"

„Nicht raisonnirt, junges Unkraut, freuen Sie sich, wenn man Sie über den Strich hinausläßt. Da haben Sie die „Presse," da den „Osservatore Triestino," in beiden habe ich denselben Gedanken angestrichen, gehen Sie weiter darauf ein und käuen Sie den Unsinn zum dritten Mal wieder."

Resignirt nahm der Jüngste der Redaction die Blätter entgegen und machte sich über das Studium der bezeichneten Artikel. Der Redacteur en chef verschwand bald in seine Privatwohnung; er hatte die Eigenheit, nicht anhaltend arbeiten zu können, wenn Jemand im Zimmer war, und arbeitete deshalb am liebsten in der Einsamkeit seines eigenen Studierzimmers.

Die beiden zurückgebliebenen Herren waren ungeheuer fleißig, das Kratzen der Federn und das Picken der Uhr unterbrach allein die Stille, die Zeitungsberge vor ihnen wurden immer kleiner, der Haufen von Zeitungen und Zetteln auf dem Tische des Dr. Hessenauer immer größer, bis auf einmal nach geraumer Zeit Dr. Hillerbach mit dem lauten Schreckensruf „Weiler" von seinem Stuhle aufsprang. Fast ebenso erschrocken sprang dieser in die Höhe, „was soll's?"

„Unten kommt der Professor Schleier wegen seines langweiligen „Friedhof's in Venedig." Pariren Sie mir den ab, ich

werde den Menschen sonst stundenlang nicht los und mein Artikel „Handelsvertrag“ brennt mir auf der Seele.“

„So, und mein Leitartikel?

„Hol' Sie Dieser und Jener mit sammt Ihrem Leitartikel, schaffen Sie mir den fatalen Philologen vom Halse, hören Sie!“ und damit war der kleine Doctor mit seiner Arbeit im Nebenzimmer verschwunden.

Es klopft. Der unglückselige Feuilletonist, der fürchtet, daß ihm seine besten Gedanken für den Leitartikel entgehen, ruft mit einer Vehemenz „Herein!“ vor der er selber erschrickt.

Noch mehr erschrocken ist aber der eintretende Professor, ein langer, hagerer Herr mit einer merkwürdig feinen Fistelstimme, so daß man, wenn er spricht, sich immer umschaut, um das Kind zu suchen, dem allein dieß feine Stimmchen gehören könnte.

Nach vielen Höflichkeitsphrasen geht dann der Philologe schüchtern auf den eigentlichen Gegenstand seines Kommens über und erlaubt sich ganz ergebenst anzufragen, ob sein „Friedhof in Venedig“ nicht vielleicht schon im Friedhofe des Papierkorbes der Redaction begraben liege?

Herr Weiler bedauert, über diesen Gegenstand in keiner Weise unterrichtet zu sein, schiebt alle Schuld etwaiger Verzögerung auf Dr. Hillerbach und ergeht sich, da er weiß, daß dieser Alles hören kann, was gesprochen wird, in zarten Andeutungen über denselben, die ihn jedenfalls sehr ärgern müssen.

Philologus begnügt sich aber nicht mit dieser Erklärung des „Nichtunterrichtetseins“, sondern geht nun erst recht darauf hinaus, den armen Dr. Weiler über alle Eigenthümlichkeiten und Vorzüge seines „Friedhof's in Venedig“ zu unterrichten und dieß mit einer solchen Breite und Weitschweifigkeit, daß der auf Kohlen stehende Journalist — er hat dem Professor, in der

wohlüb.rlegten Absicht, den Besuch wo möglich abzukürzen, nicht einmal einen Stuhl angeboten — ingrimmig wünscht, der Philologe läge auf den von ihm so sehr bewunderten Friedhof in Venedig mit sammt seinem Manuscript begraben.

Ein Donnerruf aus dem Sprachrohre: „Wo bleibt der Leitartikel?" der so in der Nähe des Professors ertönt, daß dieser, mit derartigen Institutionen noch nicht vertraut, bei Seite springt, meinend, es habe ihm Jemand direct in's Ohr geschrieen, gibt dem Opfer des „Friedhofs von Venedig" die heißersehnte Gelegenheit, dem Professor mit dürren Worten zu sagen: „In der Sprechstunde von drei bis vier Uhr werde er jedenfalls Dr. Hillerbach treffen können, er (Dr. Weiler) müsse aber jetzt den Leitartikel schreiben und bedauere, daß seine Augenblicke gezählt seien."

Dieser zarte Wink ward doch endlich verstanden, und der Professor findet nach langen Abschieds-Complimenten den Weg zur Thüre hinaus, begleitet von den allerdings nur gedachten, nicht gesprochenen Segenswünschen des Journalisten, der sich unmuthig an seinen Tisch setzt, um den zerrissenen Gedankenfaden mühsam wieder anzuknüpfen. Inzwischen erscheint auch Dr. Hessenauer wieder. Dr. Hillerbach taucht auch aus seinem Versteck auf und die Redactionsarbeit geht eine geraume Weile ungestört fort. Der Chef der Redaction citirt einen Druckerjungen und expedirt durch denselben ganze Stöße von Manuscript in die Druckerei.

Da bringt ein Dienstmädchen aus der Privatwohnung des Dr. Hessenauer eine Karte herüber, mit der Bemerkung, die Dame warte bei der Frau Doctorin d'rüben.

„Laß' sie warten, bis sie schwarz wird," brummt der ergrimmte Redacteur, der nichts weniger leiden kann, als in seiner Arbeit gestört zu werden, und der doch nachgerade an

diese Störungen schon gewöhnt sein sollte. Er wirft aber doch einen Blick auf die Karte:

„Comtessa Aldini," das ist die famose Tänzerin. Dr. Weiler, das geht Sie an, empfangen Sie die springende Gräfin."

„Ja, aber mein Leitartikel — —"

„Ihr Leitartikel läuft Ihnen nicht davon."

„Wenn Sie indeß durchaus keine Zeit haben, so will ich die Dame ausnahmsweise empfangen, sie soll sehr schön sein."

„Ich könnte ja auch," — meinte Dr. Hillerbach von seinem Tische herüber.

„Bleiben Sie gefälligst bei England und Frankreich, und pfuschen Sie mir nicht in mein Bereich. Was würde eine italienische Gräfin für einen Begriff von unserer Redaction bekommen, wenn sie einen von Euch, Ihr Herren, sähe, wir würden in ganz Italien verschrieen werden."

Vor dem Spiegel noch einen kühnen Griff in die Haare, ein kurzes Arrangiren der Halsbinde, dann wandte er sich zu dem erstaunten Dienstmädchen und sagte mit großartiger Handbewegung:

„Die Gräfin möge kommen."

Lautes Lachen der beiden Collegen scholl hinter ihm her, als er in das Empfangszimmer der Redaction eintrat; dann rauschten schwere seidene Gewänder, und die Tänzerin, ein schönes, stolzes Weib, erschien, von der Frau des Redacteurs bis zur Thüre geleitet.

In der nun folgenden Unterhaltung war Dr. Weiler weniger pressirt als bei dem Philologen, aber etwas verlegener der schönen Dame gegenüber, die eine Gräfin und eine Tänzerin war. Die Unterhaltung wurde deshalb, obwol in gebrochenem Deutsch, hauptsächlich von ihr geführt; sie empfahl sich seiner

Nachsicht ꝛc. ꝛc. Man weiß ja, was die Damen der Kunst den Herren der Presse gewöhnlich zu sagen haben.

Nach einer vollen halben Stunde erhob sich die Dame und rauschte von dannen und jetzt behauptete auch wieder die Sorge um den Leitartikel ihr Recht. Mit brennendem Kopf stürzt er zurück an seinen Schreibtisch, um seine Gedanken von Neuem auf die noch unvollendete Arbeit zu concentriren. Im Interesse derselben und der drängenden Zeit unterlassen auch die beiden Herren alle schlechten Witze, welche ihnen sonst wohl auf der Zunge gelegen. Es wird spät heute. Die Uhr schlägt zwei, da geht Dr. Hillerbach zum Mittagstisch, Dr. Weiler leitartikelt weiter. Eben ist auch Dr. Hessenauer vom Dienstmädchen zu Tisch citirt worden. Dr. Weiler ist allein, die Arbeit hastet dem Ende zu. Da klopft's.

Es erscheint einer der Beamten der Expedition und bringt eine Karte von einem Herrn, der unten in der Expedition warte. Weiler sieht gar nicht auf, sondern brummt nur, hastig weiter schreibend:

„Sprechstunde von drei bis vier Uhr, steht an der Thüre!"

„Aber Herr Doctor, der Herr Verleger läßt Sie bitten, den Herrn ausnahmsweise jetzt zu empfangen. Es ist der berühmte Jude, der so ausgezeichnet Violine spielt. Einen solchen Mann darf man denn doch nicht abweisen," fleht der Expeditions-Beamte, der selbst die Geige spielt und Sympathien für den Virtuosen empfindet.

„Israel soll dem Herrn Verleger was vorgeigen, mich aber in Frieden lassen. Sie schreiben mir alle Beide den Leitartikel nicht fertig," donnert jetzt, vollständig wild geworden, der abermals aus seinem Gedankengange herausgerissene Journalist.

„Kann ich das wörtlich unten melden?" fragt der pikirte,

in seinem Chef verletzte Expeditions-Beamte, sich zur Thüre wendend.

„Hase, liebster Hase, Häschen, seien Sie doch vernünftig. Expediren Sie das geigende Israel, wie Sie wollen, aber nur anständig, ich kann mich jetzt nicht stören lassen, beim besten Willen, ich kann nicht. Aber warten Sie, ich habe eine Idee, Dr. Hessenauer spielt leidenschaftlich Violine, er hat oft selbst über Geigenvirtuosen referirt, die Bekanntschaft wird ihm im höchsten Grade erwünscht sein, — besonders jetzt bei Tische," setzt der perfide Journalist leise hinzu, „führen Sie den berühmten Herrn direct in die Wohnung von Dr. Hessenauer, ich nehm's auf mich."

Der Hase ging hinunter in die Expedition, um Israel zu dem just bei Tische sitzenden Dr. Hessenauer zu führen, und im Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben, vollendet jetzt Dr. Weiler seinen Leitartikel, wirft ihn auf den Tisch des Redacteurs und stürzt schleunigst fort, um jetzt endlich auch zu essen.

Im Gasthause zur „Pastete" wartet bereits der gewohnte Kreis von Freunden und Bekannten, zumeist Alle der Presse angehörend.

Weiler aß geschwind, dann ging man in corpore, um in einem schönen, und seiner Aussicht halber berühmten Garten der Vorstadt den Caffee einzunehmen.

Gegen fünf Uhr erst fand sich der junge Journalist auf der Redaction wieder ein und traf die beiden Collegen, emsig rauchend und disputirend.

„Hören Sie 'mal, Dr. Weiler, die schlechten Witze möchte ich mir aber doch gründlich verbeten haben. Wie kommen Sie denn dazu, mir den Menschen in meine Wohnung zu schicken, noch dazu, wo ich bei Tische bin?"

„So, saßen Sie gerade bei Tische, na, da wissen Sie ja selbst recht gut, wie's einem zu Muthe ist, wenn man gestört wird. Es steht geschrieben: Du sollst den Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden; wenn ich also Ihre Leitartikel schreiben soll, so verlange ich auch zu essen. Ueberdieß war der Herr vom Verleger empfohlen und mußte wohl empfangen werden, was blieb mir da Anderes übrig?"

„Na, Ihre Selbsterkenntnis ist eine schöne Tugend, und für das offene Bekenntnis der Selbsterkenntnis soll Ihnen dießmal verziehen sein. Die Sprechstunde haben Sie übrigens auch geschwänzt und es waren verschiedene Leute da, die Verschiedenes auf dem Herzen hatten."

„Wenn ich um halb drei Uhr aus dem Bureau gehe, kann ich nicht um drei Uhr schon wieder da sein," brummte Dr. Weiler, die Visitenkarten auf seinem Tische musternd.

Dr. Hessenauer hatte ein Blatt auf dem im Empfangzimmer stehenden Schreibtische zu suchen und kramte deshalb dort herum. Auf einmal erschien er, hochroth im Gesichte vor Entrüstung, und warf ein kleines Päckchen auf den Redactionstisch:

„Nein, so was ist mir doch noch nicht vorgekommen!"

„Was ist Ihnen noch nicht vorgekommen?" fragte Dr. Hillerbach.

„Eine solche Gemeinheit. Finde ich das Geld da auf dem Tisch, ohne allen Zweifel von der italienischen Tänzerin. Wissen Sie etwas davon, Dr. Weiler?"

„Ich? Nicht im Geringsten, ich werde wahrhaftig keine Dukaten auf Ihren Tisch legen."

Dabei hatte er das Packet geöffnet und schaute mit großer Verwunderung auf fünf nagelneue Kremnitzer, die herrlich blitzten und funkelten.

„Ohne allen Zweifel ist's von der Tänzerin, kein Mensch außer ihr war heute im Zimmer. Es thut mir leid um die Dame, daß sie über unsere deutsche Journalistik nicht besser orientirt ist," setzte Weiler hinzu.

„Das ist doch eine Infamie sondergleichen!" rief Dr. Hessenauer.

„Nehmen Sie die Sache doch kaltblütig und schicken Sie das Geld einfach der Dame wieder zurück," meinte Dr. Hillerbach.

„Nichts davon, Ihr Herren, ich hab's jetzt, was wir thun," sagte Weiler, sprang zum Schreibtische, kritzelte ein paar Worte und las dann:

„In unserem Bureau ist heute, wahrscheinlich irrthümlich, ein Päckchen, mit fünf Dukaten beschwert, zurückgelassen worden. Sollte der Eigenthümer des Geldes binnen drei Tagen nicht darüber disponiren, so werden wir diese fünf Dukaten dem Schullehrer-Witwen- und Waisenfonds übergeben. Die Redaction der „Ost-Zeitung".

„Bravo, fort damit in die Druckerei; gleich unten quer durch ins Morgenblatt," sagte Dr. Hessenauer.

Dieses kleine Intermezzo störte die eifrig fortgehende Arbeit nicht weiter. Etwas vor sieben Uhr empfahl sich Dr. Weiler, um ins Theater zu gehen.

„Sagen Sie der italienischen Luftspringerin, der Schullehrer-Witwen- und Waisen-Fonds lasse sich bedanken," brummte Dr. Hessenauer ihm nach.

Das Theater war sehr gefüllt. Es hatte sich namentlich eine große Zahl italienischer Studenten eingefunden, um die berühmte Landsmännin tanzen zu sehen. Das kleine Lustspiel ging rasch vorüber und das Ballet begann.

Donnerndes Evviva=Geschrei empfing die schöne Tänzerin, die im bekannten Balletcostüme und in der grellen Beleuchtung dem Journalisten noch viel schöner erschien als am Morgen.

Nach ihrem ersten Pas ging indeß ein unruhiges Gemurmel durch's Publicum, welches, sich fort und fort steigernd, einen Ausbruch der schlimmsten Art befürchten ließ.

Und der blieb wirklich nicht aus. Auf einmal erhob sich wie auf Verabredung die gesammte Damenwelt im Zuschauerraum und verließ das Theater, ein furchtbares Gedränge entstand. Evviva und Eljen=Rufe, Schreien, Zischen, Pfeifen und Klatschen tönte durcheinander und der Scandal wurde so arg, daß der Vorhang fallen mußte und die Theaterwache im Saal erschien. Der Vorhang ging wieder hinauf, statt der Grazien des Ballets erschien jedoch der Regisseur im schwarzen Frack und verkündete, daß wegen plötzlich eingetretenen Unwohlseins der Signora Aldini nicht fortgespielt werden könne und als darauf der furchtbarste Scandal, namentlich von den Studenten ausgehend, auf's Neue ausbrach, erschien ein Polizei=Commissär auf der Bühne und forderte das Publicum auf, den Saal ruhig zu verlassen.

Und was war der Grund dieses argen Scandals? Die edle Gräfin, im Lande der Citronen und Pomeranzen wahrscheinlich an höhere Temperaturgrade gewöhnt und sich in der Kleidung darnach einrichtend, hatte sich dem Publicum in einer Toilette präsentirt, die vielleicht den naiven Anschauungen Hesperiens gegenüber zu rechtfertigen, jedoch mit den Begriffen unserer deutschen Damen über Anstand und Sitte selbst im Rahmen eines Ballets in keiner Weise zu vereinbaren war.

Ganz betäubt von dem Scandal ging Dr. Weiler in die „Pastete,“ um zu soupiren, und fand daselbst eine große Versammlung von aus dem Theater gekommenen jungen Leuten, die den oben erzählten Vorfall sehr lebhaft besprachen.

Der Journalist hielt nicht lange aus, steckte sich eine Cigarre an und ging, um die tobenden Nerven zu beruhigen, hinaus in den milden, schönen Sommerabend. Wie wohl that ihm die Ruhe, wie milde schauten die Sterne herunter auf die stiller gewordene Stadt. Wohl dachte er an die schöne, stolze Frau, die so frech die Indignation des Publicums heraufbeschworen; Mitleid für sie überkam ihn, es war eben doch eine Frau.

Die eilfte Stunde schlug. Wo andere Leute den erquickenden Schlaf suchen und oft schon gefunden, da muß der geplagte Journalist noch seine Tagesarbeit erst vollenden. Die Revision des Morgenblattes mußte noch gemacht, etwaige wichtige Depeschen dem Blatte noch einverleibt werden, oft schon hatte die erste Stunde des neuen Tages dem armen Journalisten noch in der Redaction geschlagen. Heute war seine Arbeit rascher gethan. Er durchflog die langen Spalten, die naß aus der Druckerei ihm dargereicht wurden, ob kein Unsinn passirt, ob nicht irgendwo der metteur-en-pages, (derjenige, der die einzelnen Theile der Zeitung nach einem ihm vom Redacteur übergebenen Verzeichnis zum Ganzen zusammensetzt,) gefehlt und England unter Rußland, oder wie das neulich geschehen und der Redaction als böswillige Ironie ausgelegt worden war, Italien unter Inland gesetzt habe, als die Thüre zur Wohnung des Dr. Hessenauer aufging und dieser im Schlafrock mit langer Pfeife erschien.

„Fürchten Sie sich nicht, mein Sohn, ich habe keine Depeschen mehr, wollte blos hören, wie unsere italienische Dukatenspenderin getanzt hat, es soll ja eine förmliche Rebellion gegeben haben.“

Dr. Weiler erzählte ihm nun den ganzen Vorfall und fragte, ob er Notiz davon nehmen soll oder nicht.

„De mortuis nil nisi bene, wir schweigen ganz darüber.“

Am andern Tag reiste die Gräfin in aller Frühe mit dem

ersten Zuge ab, ihre Dukaten dem Witwen- und Waisenfonde zurücklassend.

Auf der Redaction geht die Danaiden-Arbeit in gewohnter Weise fort, andere Figuren drängen sich über die Schwelle; im Grunde dieselben Menschen, dieselben Zwecke, nur verschiedene Rollen. Dr. Weiler schreibt Leitartikel und Feuilletons und Dr. Hillerbach frägt jeden Morgen: „Was kochen wir heute, was kochen wir heute, das ist die Frage!“

Inhalt.

Druck von Josef Stöckholzer v. Hirschfeld in Wien.